

alternative

120|21

21. JAHRGANG
JUNI/AUGUST 1978
DOPPELNUMMER 7 DM
A 200 34 F

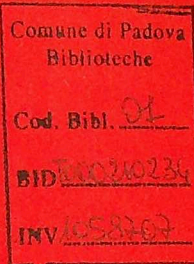
104



Der
«andere
Blick»

—feministische
Wissenschaft?

Herausgegeben von Hildegard Brenner
 21. Jahrgang (1978) Heft 120/121 der Gesamfolge
 Redaktion: Hildegard Brenner, Michael Günther,
 Lothar Klawohn, Peter B. Schumann,
 Johanna Wördemann, Gerd Ziob



Der «andere Blick» – feministische Wissenschaft?

Zu diesem Heft	117
Helga Grubitzsch «Keine Wahrheit an und für sich ...»	118
Christina Thürmer-Rohr «Wir arbeiten ständig mit der Heckenschere ...»	122
Gisela Bock «Im Schnittpunkt: Kontrolle von oben, Druck von unten ...»	125
Gisela Bock «Wir glauben nicht, daß Arbeit uns frei macht ...» Frauenarbeit und Frauenbewegung	128
Margaret Prescod-Roberts Schwarze Frauen, weiße Frauen	145
Silvia Kontos, Karin Walser Überlegungen zu einer feministischen Theorie der Hausarbeit	152
Walser / Kontos / Duden / Bock Kontrovers: Diskussion des Thesen-Papiers	159
Silvia Federici Wer forscht und zu welchem Zweck? Frauenstudien in den USA	170
Irene Stoehr Auf dem Weg in den Staatsfeminismus? Zur Auseinandersetzung um ein Institut für Frauenforschung in Westberlin	174
Claudia von Werlhof «Dritte Welt» bei uns Frauenarbeit und Kapitalakkumulation	181

«alternative» erscheint zweimonatlich (6 Nummern im Jahr). Preis des Einzelheftes (ab 1976) 5,- DM Abonnement 22,- DM (Ausland 25,- DM) jährlich, inklusive Versandkosten und Mehrwertsteuer. Einzelhefte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Abonnements ausschließlich durch den Verlag, nicht über den Buchhandel. Abbestellungen zum Ende des Kalenderjahres möglich. «alternative» erzielt keinen Gewinn. Mitarbeit erfolgt grundsätzlich ohne Honorar. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis des Verlages und unter Quellenangabe gestattet. Sämtliche Verwertungsrechte an den Übersetzungen beim Alternative Verlag GmbH, Redaktion und Vertrieb: 1 Berlin 15, Postfach 150 230. Telefon: (030) 881 15 70 und 881 55 50. Konten: Postcheckamt Berlin-West 5850-103, Berliner Bank 02 700 700 00. Druck: Oskar Zach KG, 1 Berlin 31, Babelsberger Straße 40/41. Typografie Ulrich Harsch, München. Auflage 8000.
 ISSN 0002-6611

Zu diesem Heft

SLDB 15.104

Es geht in diesem Heft nicht um DIE Frage nach DER feministischen Wissenschaft oder Theorie. Vielmehr wird hier der Versuch gemacht, einige der Fronten aufzuzeigen, die sich für Frauen auf tun, wenn sie als Wissenschaftlerinnen im Rahmen des gängigen Wissenschaftsbetriebs an feministischen Projekten arbeiten.

Viele Frauen haben aus ihren Erfahrungen mit dem Wissenschaftsbetrieb (vor allem dem linken) eine zunächst verständliche, vermeintlich radikal feministische Konsequenz gezogen: Wissenschaft, Denken generell als männlich zurückweisend, haben sie ihre soziale Existenz kurzerhand zu einer gegenkulturellen erklärt. Der Auszug der Frauen aus der «Männergesellschaft» hat uns einen bisweilen gut zu vermarktenden Kulturfeminismus beschert, der auf der Suche nach dem spezifisch Weiblichen ein mythisches «Anderes» pflegt. Tabus, Denkverbote des (gegen-)kulturellen Feminismus, die notwendige Abgrenzung nach links, gingen so weit, daß schon das Wort Kapitalismus genügte, um die, die es gebrauchten, Kollaborateurinnen zu nennen.

Heute, angesichts des zunehmenden Integrationsdrucks auf die Frauenbewegung, sehen immer mehr Frauen die Notwendigkeit, ihr Wissen als Frauen und als Wissenschaftlerinnen für die Analyse gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu nutzen. Einige dieser Ergebnisse zu veröffentlichen, scheint uns gerade jetzt dringlich, wo die Auseinandersetzungsfelder der Frauenbewegung neue Konturen annehmen. Dazu gehört auch die Konfrontation mit dem Staat, der gegenwärtig über die Finanzierung und Institutionalisierung von Frauenforschung einen Teil der Frauenbewegung an seine Interessen zu binden sucht. (S. 174 ff.)

Frauenarbeit (Hausarbeit im weitesten Sinn) wird in den hier vorgestellten Überlegungen als materielles Gelenk weiblicher Unterdrückung und damit auch als integraler Bestandteil kapitalistischen Funktionierens gesehen. Was aber mit marxistischen Kategorien bisher zugedeckt wurde, ist nicht nur die Arbeit von Frauen, sind nicht nur die vielförmigen Orte der Ausbeutung und der Unterdrückung, sondern daß diese auch immer Orte von Kämpfen und Widerstand waren, Frauen also nicht nur Opfer sind. Ein Beispiel für die (auch wissenschaftskritische) Funktion solch frauenorientierter Forschung: Der große Teil der Frauen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hausarbeiterinnen wurden, galt der traditionellen, so auch der Arbeitergeschichtsschreibung, weil sie nur die Geschichte der Organisationen und der Kämpfe in der Produktion untersucht, als «unpolitisch», nahmen diese Frauen doch an den Kämpfen der Arbeiter nicht teil. Tatsächlich aber wird ein ANDERER BLICK — gerichtet auf Hausarbeit und bisher nicht sichtbar gemachte Widerstandsformen von Frauen: das Küchen- und Schlafzimmergezänk — die für die Sozialgeschichte wesentlichen Ergebnisse zutage fördern: «Das impliziert eine Kritik der Begrifflichkeit auch linker Sozialgeschichtsschreibung, die insofern für uns unbrauchbar ist, als ihre Fragestellung selbst die Unsichtbarkeit von Frauenkämpfen produziert.» (S. 128 ff.)

Frauenforschung, wie sie hier vorgestellt wird, meint weder alternative Wissenschaft, weder Konkurrenz zum «männlichen» Wissenschaftsbetrieb, noch dessen radikal Entgegengesetztes. Feminismus wird hier nicht verwissenschaftlicht, wird nicht als ein neues absolutes Wissen zur Theorie «erhoben»: Der «andere Blick» richtet sich auf bisher unsichtbar gehaltene Kämpfe wie auf die aktuellen, die neu eröffneten Auseinandersetzungsfelder.

Hildegard Brenner, Johanna Wördemann

Helga Grubitzsch

«Keine Wahrheit an und für sich . . .»

Seit sieben Jahren arbeite ich als Hochschullehrerin an der Universität Bremen. Daß ich als Frau gegen Vorurteile zu kämpfen habe, die nichts mit meiner wissenschaftlichen Eignung, viel jedoch mit meinem Geschlecht zu tun haben, merkte ich zum ersten Mal mit aller Deutlichkeit, als mein Doktorvater in Mainz mir seine Unterschrift unter einen Assistentenvertrag u. a. mit den Worten verweigerte: «Als Frau sind Sie ja sowieso nicht für die Hochschullehrerkarriere geeignet.» An der fortschrittlichen Universität Bremen fiel mir die Diskriminierung von Frauen zunächst weniger auf. Im Zuge eines Bildungskonzepts, das besonders den Unterprivilegierten Chancen einräumen wollte, wurden auch verhältnismäßig viele Frauen berufen und dem Schein nach den Männern gleich geachtet. Daß ich mit den Verhaltensnormen an der Universität Schwierigkeiten hatte, brachte ich zunächst noch nicht in Zusammenhang mit meiner Geschlechterrolle. Ich spürte nur, daß ich «Fehler» hatte, die es mir schwer machten, von anderen anerkannt zu werden. Die Kritik der Kollegen, die es gut mit mir meinten, richtete sich vor allem gegen drei Dinge:

- Vorwurf Nummer 1: Du bist zu emotional, du mußt die Dinge sachlich sehen.
- Vorwurf Nummer 2: Du identifizierst dich zu stark mit den Dingen, die du vertrittst. Du mußt das alles distanzierter betrachten.
- Vorwurf Nummer 3: Du nimmst alles zu persönlich, beziehst alles zu sehr auf dich. Dadurch bist du viel zu verletzlich. Du machst dich ja kaputt dabei. Du mußt lernen, von dir zu abstrahieren und die Dinge allgemein zu betrachten.

Und ich lernte das alles. Ich lernte sachlich zu argumentieren. Auch wenn ich emotional an einer Sache hing, lernte ich, diese Betroffenheit zu verbergen. Ich verhielt mich distanziert zu meiner eigenen Arbeit und lernte, mein Problem «das Problem» zu nennen. Ich betrachtete die Dinge allgemein und lernte, meine persönlichen Interessen hinter einer abstrakten

Argumentation zu verstecken. Dinge, die mir wichtig waren, setzte ich durch, indem ich betonte, daß es für *den* Studiengang, *die* Studenten, *die* Universität, *die* Gewerkschaft und *überhaupt* politisch und wissenschaftlich wichtig sei. *Meine* und *unsere* Interessen und Bedürfnisse kamen dabei nicht mehr vor. Dieses Verhalten ist heute noch das vorherrschende an der Universität. Es ist besonders dann zu beobachten, wenn die persönlichen Interessen Einzelner im Hintergrund sehr deutlich zu erkennen sind, z. B. bei der Vergabe von Forschungsgeldern oder Stipendien.

Ich lernte, mich zu profilieren. Mir eine Maske zu schneiden, die den Masken aller anderen ähnlich war und dadurch Erfolg versprach. In dem Rahmen, den ich mir gesteckt hatte, konnte ich mich auf diese Weise politisch und wissenschaftlich durchsetzen. Um den Preis, daß ich meine Schwächen verstecken mußte. Um den Preis, daß ich eine Rolle spielen mußte, hinter der ich verschwand. Um den Preis der permanenten Selbstkasteiung. Ich tat mir Gewalt an, verdrängte Zärtlichkeitsbedürfnisse, bildete eine harte Kruste um den weichen, emotionalen Kern. Ich funktionierte. Ein Rädchen in der Institution des Wissenschaftsbetriebes, links zwar und darum ganz außen angesiedelt, aber deshalb doch nicht weniger funktional. Mein politisches Anders-Sein als die bürgerlich-männlichen Wissenschaftler beschränkte sich auf die Inhalte, mein Verhalten war in der Regel konform und den institutionellen Bedingungen angepaßt. Dennoch gab es Situationen, in denen ich die Diskriminierung meines Geschlechts sehr stark verspürte. Beispielsweise wenn mir als Frau nicht zugestanden wurde, politisch und wissenschaftlich aggressive Inhalte (Kritik bürgerlicher Wissenschaft) auch aggressiv vorzutragen. «Als Frau hätten Sie wenigstens nett und freundlich bleiben müssen . . .» Oder wenn mehr auf meine Kleidung geachtet wurde als auf meine Argumente. So ein Gewerkschaftsvertreter: «Wie wollen Sie denn Leute für Ihre Argumente gewinnen, wenn Sie mit solchen Stiefeln ans Rednerpult gehen . . .» Oder wenn ich in reinen Männerversammlungen als weibliches Alibi diente, nach dem Motto: «Und nun wollen wir auch mal eine Vertreterin des charmanten Geschlechts zu Worte kommen lassen.» «Charmant» und «freundlich» zu sein bedeutet im universitären Bereich immer auch zugleich, wissenschaftlich nicht anerkannt zu werden. Wissenschaftliche Anerkennung beinhaltet auf der anderen Seite in den meisten Fällen eine Abwertung des Frau-Seins. Während der Mann und Wissenschaftler eins sind, knüpft sich an die Existenz der Frau und Wissenschaftlerin immer die Wahrnehmung eines Widerspruchs. «Sie hat es geschafft, obwohl sie eine Frau ist.»

Seit einiger Zeit weiß ich, daß ich diesen Widerspruch nicht mehr auf Kosten meiner sogenannten weiblichen Eigenschaften lösen will. Ich habe mit Hilfe der Frauen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, begonnen, über meine eigene Verhärtung nachzudenken und mich gegen den Bluff, an dem ich selber mitgemacht hatte, zu wehren.

Seit etwa drei Jahren arbeite ich in Forschung und Lehre an Frauenfragen. Einmal mit einem Forschungsprojekt zur «Literatur und Geschichte der Frauenbewegung in Frankreich», dann in Veranstaltungen u. a. über französische Frühsozialistinnen, George Sand und die institutionellen Bedingungen weiblicher Sozialisation an Universität und Schule. In dieser Arbeit habe ich nicht nur gelernt, meine eigenen Verhaltensweisen zu überdenken und so weit wie möglich zu ändern, sondern auch neue Erfahrungen und Wahrnehmungen mit der Wissenschaft und der Universität gemacht, die mir wichtig sind.

Ich beschäftige mich jetzt mit einem Thema, das etwas mit mir zu tun hat. Der wissenschaftliche Gegenstand ist nicht nur «Gegenstand», der mir äußerlich ist, den ich mit meinen erkenntnistheoretischen Instrumenten sezieren und analysieren kann; er enthält ein Stück Leben, das auch in mir ist, atmet eine Realität, die die meine ist. Die feministischen und sozialistischen Forderungen der Frauen des 19. Jahrhunderts sind mir nah, ihre Erfolge machen mir Mut, und die Analyse ihres Scheiterns erklärt einen Teil meiner eigenen Probleme. Ich begreife und erfahre hautnah, daß Wissenschaft dazu da sein kann, konkrete Erfahrungen auf den Begriff zu bringen, daß der wissenschaftliche Abstraktionsprozeß zu Erkenntnissen führen kann, die für mich Bedeutung haben. Und ich sehe zugleich, wie falsch wissenschaftliche Arbeit an der Universität vorgeht: Sie erspart sich den Schritt des Beschreibens der Phänomene und Erfahrungen, die zu erkennen wir ein Interesse haben. Sie erspart sich auch den Schritt des Abstrahierens vom Konkreten. Sie setzt voraus, daß es gelte, die Welt und die Menschen zu erkennen. Sie betrachtet Menschen und gesellschaftliche Verhältnisse von vornherein als Abstrakta und stellt ein System von in der Regel falschen Theorien bereit, mit denen sich die verschiedenen Begriffe systematisieren lassen. Wissenschaft degeneriert zur Wissenschaftssprache, Theorie zum System. Studieren bedeutet: sich in die unterschiedlichen Wissenschaftssprachen und Systeme einzuarbeiten, mit denen die Dinge bezeichnet, aber deshalb noch lange nicht erkannt werden. «Wissenschaftlich arbeiten» bedeutet dann: die gelernten Begrifflichkeiten auf die Realität anzuwenden, Phänomene einzuordnen. So zersplittert die Wirklichkeit in ein Puzzlespiel, das sich je nach System unterschiedlich zusammensetzen läßt, ohne jemals den tieferen Zusammenhang zwischen den Dingen zu offenbaren. Weil die konkreten Phänomene schon gar nicht mehr ernst genommen werden, können sie zum Spielmaterial in der Wissenschaftssprache werden.

Eine solche Art, Wissenschaft zu betreiben, macht die Frage nach dem Erkenntnisinteresse überflüssig. Die Student(inn)en formulieren dann auch häufig schon nicht mehr die Frage nach dem, was sie an der Universität lernen wollen. Sie blenden sich und ihre konkreten Probleme aus, um sich mit den unterschiedlichen Systemen vertraut zu machen. Da sie auf diesem Weg nicht zu wirklichen Erkenntnissen gelangen, täuschen sie sich über die Leere dadurch hinweg, daß sie sich besser als alle anderen der Wissenschaftssprache zu bedienen versuchen. Die anderen erstarren in Ehrfurcht, meinen, da müsse doch nun wirklich was hinterstecken, studieren das System, landen beim gleichen Bluff.

Frauen haben es aufgrund ihrer Sozialisation schwerer, von sich zu abstrahieren und so zu tun, als seien Probleme wie Sexualität, Sozialisation oder Sprache ihnen äußerlich. Sie leiden dadurch oft stärker unter dem Uni-Betrieb.* Ich sehe darin zugleich einen wichtigen Ansatzpunkt zur Verweigerung des männlichen Wissenschafts-Rituals. Es ist wichtig, an wissenschaftliche Arbeit den Anspruch zu stellen, damit etwas für sich zu lernen. Wenn Erkenntnisse wirklich verdienen, so genannt zu werden, dann müssen sie geeignet sein, konkrete Phänomene zu erklären, mit denen wir uns konfrontiert sehen. Beginnen wir also damit, unsere Probleme zu formulieren und von da aus den Weg der wissenschaftlichen Arbeit bis zur abstrakten Erkenntnis zu gehen. Diese beinhaltet eine Verallgemeinerung des Problems, in die der konkrete Anlaß unseres Forschens eingegangen ist, ohne deshalb als Fragestellung aufgehoben zu sein. Ich spreche mich damit keineswegs

gegen Theorie aus. Der Abstraktionsprozeß ist ein notwendiger und richtiger Schritt, um zur Erkenntnis zu gelangen. Aber er darf nicht isoliert von den Konkreta betrachtet werden, von denen abstrahiert wird und die mit Hilfe von Erkenntnissen erklärt werden sollen. Die Studentinnen haben in der Veranstaltung über «Institutionelle Bedingungen weiblicher Sozialisation» den Versuch gemacht, ihre eigene Lage an der Universität zu beschreiben und damit zum Gegenstand von Wissenschaft zu machen. Aus ihrem Tagebuch wird deutlich, wie sehr es darauf ankommt, die Probleme selber zu stellen, die gelöst werden sollen. Zugleich aber wird auch klar, wie schwierig es ist, in einem Betrieb, in dem Wissenschaft als allgemeine und abstrakte institutionalisiert ist, «persönliche» Probleme zu formulieren. Mir kommt es darauf an, dies dennoch immer wieder zu tun und auch andere zu unterstützen, die es tun wollen. Denn nur wenn wir wissen, welche Probleme wir mit Hilfe von Wissenschaft lösen wollen, werden wir lernen, Systeme selbstbewußt danach zu befragen, ob sie geeignet sind, die von uns wahrgenommenen Phänomene zu erklären. Dann werden wir feststellen, daß es an vielen Theorien, die so unverstänglich klingen, auch gar nichts zu verstehen gibt, weil sie mit ihrer schwer verständlichen Begrifflichkeit nur Leere und bisweilen Widersprüche zudecken.

Weil ich mich von den Problemen, an denen ich wissenschaftlich arbeite, selbst betroffen fühle, kann und will ich mich in den Veranstaltungen als Person nicht mehr zurücknehmen. Ich tue nicht mehr so, als ginge es um die Wahrheit an und für sich. Ich versuche zu erklären, warum es mir wichtig ist, an Frauenproblemen zu arbeiten und warum ich mir vorstellen kann, daß es auch für andere Bedeutung haben könnte. Ich identifiziere mich mit dem, was ich tue und gebe es zu. Das bedeutet auch, daß ich voll und ganz hinter meiner wissenschaftlichen und politischen Arbeit stehe und zur Not auch bereit bin, dafür meine berufliche Existenz zu riskieren. Ich kann und will mich nicht auf Argumente der politischen Opportunität einlassen, da sie drohen, mich zum Rückzug hinter das, was ich vertreten kann, zu zwingen.

In den Veranstaltungen versuche ich, mich emotional einzubringen und nicht hinter der Sache zu verstecken. In den letzten Jahren habe ich mit einer Gruppe von Studentinnen zusammengearbeitet, die mir sehr solidarisch, aber auch oft für mich schmerzhaft gezeigt haben, wo ich meine Rolle als Hochschullehrerin überall benutze, um mich zu verstecken. Sei es im wissenschaftlichen Bluff, den ich immer noch besser beherrsche als die Student(inn)en. Sei es im Rückzug hinter ein Wissen, das ich mir erarbeitet habe und als Waffe benutze, statt es solidarisch zu teilen. Oder in der Autorität meiner Rolle, die mir durch die Disziplinar-, Prüfungs- und Zensuren-gewalt zukommt, ob ich sie nun nutze oder nicht. Ich habe an vielen kleinen Beispielen gemerkt, wie oft ich meine Angst vor den Student(inn)en verberge. Daß ich mich nie traue zuzugestehen, daß es mir auch auf ihr Vertrauen und ihre Liebe ankommt und nicht nur auf ihre wissenschaftlichen Leistungen. Ich liefere mich damit aus und bin verletzbar, weil ich meine Blößen zeige. Aber andererseits, wie sollen die Student(inn)en jemals Vertrauen zu mir gewinnen? Als diejenigen, die von mir objektiv Sanktionen zu befürchten haben, haben sie recht, auf der Hut zu sein. Ich weiß, daß ich diesen Widerspruch nicht lösen kann. Das bedeutet für mich jedoch nicht,

* Vgl. die Ergebnisse der Befragung von Studentinnen an der Universität Frankfurt, in: I. Kassner/S. Lorenz: Trauer muß Aspasias tragen. Studentinnen heute und die Geschichte der Vertreibung der Frau aus der Wissenschaft, München (Frauenoffensive) 1977; und «Tagebuch der Studentinnen», Bremen (unveröffentl. Mpt.).

mich wieder in der mir von der Institution zugeschriebenen Rolle zu verhärten. Ich versuche, dennoch offen auf die Student(inn)en zuzugehen, mich emotional so weit wie möglich einzubringen und offensiv gegen den Bluff der Sachlichkeit vorzugehen. Es ist doch nicht so, als ginge es den anderen, besonders den Männern, nur um die objektive Wahrheit. Sie haben alle ihre persönlichen Forschungsinteressen, das Bedürfnis, von den Student(inn)en Zuwendung zu erfahren, und identifizieren sich ein Stück weit mit ihrer Arbeit. Sie haben nur besser gelernt, sich selbst tauschorientiert zu entäußern, ihre Wissenschaft zu verkaufen und um wissenschaftliche Anerkennung bühndend einen Teil von sich selber zu verstümmeln. Ich halte das nicht mehr für erstrebenswert.

Eine weitere Erfahrung, die ich in den Veranstaltungen und der Forschungsarbeit mit Frauen gemacht habe, hat mich in dieser Richtung bestärkt: In Frauenveranstaltungen herrscht eine ganz andere Atmosphäre, als wenn Männer und Frauen zusammen sind. Die Sucht, sich zu profilieren ist geringer, und wo einige Frauen es taten, wurden sie von den anderen kritisiert und versuchten daraufhin, ihr Verhalten zu ändern. Die Frauen lassen sich gegenseitig aussprechen und stürzen sich nicht wie die Haie auf das Satzende, um nur ja nicht den eigenen Auftritt zu verpassen. Im Gegenteil, oft bleiben Pausen stehen, die zum Nachdenken genutzt werden; und ich habe gelernt, nicht gleich in Panik zu kommen, daß die Diskussion nun nicht mehr weiter ginge. Viele Frauen lernen in solchen Veranstaltungen zum ersten Mal, sich zu artikulieren. Ich selbst fühle mich weniger unter Druck, was «bringen» zu müssen und lerne allmählich, den Studentinnen viel mehr zu vertrauen, daß sie das, was sie wirklich wichtig finden, auch selber einbringen werden. Das ist allerdings ein schwieriger Lernprozeß auf beiden Seiten, denn für die Studentinnen bedeutet es, ihre seit der Schule antrainierte Konsumhaltung abzulegen, und für mich, einen Vertrauensvorschuß zu geben, der den universitären Lernbedingungen eigentlich widerspricht. Gegenwärtig habe ich ein gutes Gefühl, weil ich merke, daß wir auf diese Weise gemeinsam an Probleme rangehen, und die Studentinnen mich auch irgendwann noch selbstbewußter fordern werden.

Die guten Erfahrungen, die ich mit Frauenveranstaltungen gemacht habe, sollen nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich auch hier die institutionellen Bedingungen durchsetzen und uns permanent zu unterdrücken drohen. Die Erwartung, daß in einem Frauenprojekt «alles ganz anders» ist, muß einfach an den Zwängen scheitern, die uns von der Universität vorgegeben und größtenteils auch von uns verinnerlicht sind. Dennoch, glaube ich, haben wir uns inzwischen einige Bedingungen geschaffen, um Alternativen weiter zu erproben.

Christina Thürmer-Rohr

«Wir arbeiten ständig mit der Heckenschere . . .»

In enger Kooperation mit männlichen Kollegen bemühten wir uns um eine historisch-materialistische Analyse der kapitalistischen Familie. Die Arbeitsmethode repräsentiert nachträglich typische Blickbeschränkungen, Abstraktionen und einen dogmatischen Ökonomismus. Das Ziel bestand darin, die Aufgaben der Erziehungsarbeit politökonomisch aus den Bedingungen der jeweiligen Phase der gesellschaftlichen Entwicklung zu bestimmen. Das bedeutet, daß unsere Arbeitsmethode grundsätzlich von uns verlangte, den Zusammenhang herzustellen zwischen ökonomischer Entwicklung, politischen

Verhältnissen, familienpolitischen Maßnahmen des Staates, Familienideologie der Wissenschaften und tatsächlichen Lebensverhältnissen der Familien verschiedener Klassen und Schichten. Dabei standen wir vor der spezifischen Schwierigkeit, die Erziehungsfunktion der Familie nicht direkt von den Verwertungsinteressen des Kapitals herleiten zu können, sondern den Umweg über die Eingriffsinstrumente des Staates gehen zu müssen. Die Frage, welche Methode das Kapital hat, um auch mit Hilfe der Familie als nicht vergesellschafteten Lebensbereich zur Produktion historisch adäquater Arbeitsvermögen zu gelangen, blieb die zentrale Frage.

Wir führten das Familienproblem konsequent auf das Klassenproblem dieser Gesellschaft zurück. Wir suchten Antworten auf die Frage nach dem Zusammenhang von Lebensbedingungen der proletarischen Familie in ihrer kleinbürgerlichen Struktur und Ideologie und der Entstehung von Klassenbewußtsein. Die konkreten Familien tauchten dabei nie auf — sicher nicht nur, weil Aussagen über die Familie eher zugänglich sind als Dokumente der Familien selbst. Wir fragten nicht nach den Ausbeutungsverhältnissen innerhalb der Familie, wir stellten nicht in Frage, daß die Bücher, in die wir uns vertieften, die zugegeben unterschiedliche Stellung von Mann und Frau allenfalls unter der Kategorie «Autorität des Mannes» abhandelten, nicht aber unter der Kategorie «Arbeit». Wir begnügten uns mit abstrakten Erklärungen, in denen die Familie als von Unterdrückung und ideologischer Verseuchung betroffene Einheit behandelt wurde.

Wir übernahmen z. B. die Position von Edwin Hoernle, einem führenden Pädagogen der kommunistischen Kindergruppenbewegung in der Weimarer Zeit und Mitbegründer der KPD: «Mit der produktiven Arbeit (seit der Proletarisierung der Handwerker und Bauern, d. Verf.) verlor die Familie neun Zehntel ihrer Erziehungsmöglichkeiten und Erziehungselemente.» Wir waren nicht in der Lage herauszuarbeiten, *wer* nach der Zerstörung der Familie als Erziehungsgemeinschaft die Reproduktion des Nachwuchses mehr oder weniger zu leisten hat, nämlich die Frau.

Dem Proletarier in seiner erzwungenen Familienlosigkeit hat «die große Industrie alle Familienbände zerrissen und die Kinder in einfache Handelsartikel und Arbeitsinstrumente verwandelt»: Wir waren nicht in der Lage herauszuarbeiten, was die Funktionalisierung der Arbeitskraft des Kindes, die die Frau entsprechend der kapitalistischen Ökonomie herzustellen hat, bedeutet, nämlich die parallele Entwicklung des häuslichen und außerhäuslichen Produktionsprozesses, die Entfremdung der Frau von ihren Arbeitsprodukten, den Kindern, entsprechend der Entfremdung des Lohnarbeiters von seinem Arbeitsprodukt in der kapitalistisch organisierten Produktion. «Von den berufstätigen Frauen sind die meisten der Familie so gut wie entrissen» (Hoernle): Wir waren nicht in der Lage herauszuarbeiten, daß dieses Entrissenwerden aus der Perspektive von Mann und Kindern heißt: Die Arbeit zu Hause wird nicht mehr so gut gemacht, für uns ist niemand mehr richtig da! Dennoch bleiben der erwerbstätigen Frau weiterhin die Reproduktionsarbeiten aufgebürdet, auch wenn sie sie nicht mehr so perfekt und liebevoll erfüllen kann, und bei aller Reduzierung ihres Einsatzes hält die Hausarbeit der Frau die Familie weiterhin zusammen.

Wir haben die Arbeiterfamilie, die bürgerliche Familie als Beschreibungseinheit behandelt in ihrer Funktion für Kapital und Staat. Auf der Grundlage einer Definition der Familie als Reproduktionseinheit und der Kennzeichnung der Reproduktion der Arbeitskraft als einer individuellen entstand «die Vorstellung eines Arbeiters, der erst seinen Lohn bekommt, dann ins

Geschäft geht, einkauft und die Sachen verzehrt — und schließlich zur Arbeit zurückgeht. Also ein Kreislauf von Produktion und Reproduktion, wo der Handelnde immer dieselbe Person ist».

Wir haben die triviale Tatsache nicht erkannt, daß nicht die Reproduktionsarbeit der Familie ihre ökonomische Bedeutung ausmacht, sondern diejenige der Frau. Unsere Abstraktion suggerierte einen familialen Kooperationszusammenhang, der nicht existiert, und machte die Analyse tatsächlicher Unterdrückungsverhältnisse unmöglich. Sie verschleierte den grundsätzlichen qualitativen Unterschied zwischen den beiden Teilen des Produktionszyklus, die bezahlte Produktion von gegenständlichen Waren und die unbezahlte Produktion der menschlichen Ware Arbeitskraft. Als Folge der gemeinsam mit einem Heer linker Theoretiker übersehenen Tatsache, daß «Reproduktion» Frauenarbeit ist, haben wir eine materialistische Kritik an der Familie nicht leisten können. Wir haben die Träger der Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft, die Frauen, uns selbst, vergessen.

Wir haben in diesem Prozeß gelernt, daß eine intersexistische Theorie ideologisch ist, Rechtfertigungslehre für bestehende Unterdrückung und wirksames Mittel zur Verhinderung radikaler Veränderungen, die die bestehenden Machtverhältnisse angreifen: Die Machtverhältnisse zwischen Mann und Frau ebenso wie diejenigen zwischen den Klassen. Denn die Erkenntnis, daß Frauen produktive Arbeit tun, unbezahlt und isoliert, Arbeit, die privat angeeignet wird und ohne die die kapitalistische Gesellschaft keinen Tag existieren könnte, siedelt ihre Unterdrückung nicht in einem Nebenwiderspruch an, sondern kennzeichnet Frauen als Ausgebeutete und Mächtige, als revolutionäre Subjekte, deren Befreiung die bestehenden Verhältnisse sprengt. Die Frage, ob der Klassenkampf dem Frauenkampf oder der Frauenkampf dem Klassenkampf unterzuordnen sei, ist damit unsinnig. Unterdrückte haben sich andern Unterdrückten nicht unterzuordnen.

Wir haben weiterhin gelernt, daß nicht einfach «der Marxismus» mit einer intersexistischen Ideologie zu identifizieren und zu verwerfen ist. Zwar haben Marx und Engels nicht gerade ein besonderes Interesse an unseren Fragen gezeigt und Hausarbeit nicht als Arbeit im kapitalistischen Verwertungsprozeß analysieren können. Aber ohne die marxistischen Kategorien ist die Entwicklung und Weiterführung feministischer Theorie nicht denkbar. Feministische Wissenschaft ist nicht Negierung marxistischer Wissenschaft, sondern ihre Kritik und Weiterentwicklung durch Frauen.

Wir brauchen für diese Arbeit ein undogmatisches und radikales Denken; ohne Angst, denn wir haben nicht viel zu verlieren; ohne Zweifel, denn wir haben das Recht, für uns zu kämpfen; ohne Abstraktionen und Vergewaltigungen der Wirklichkeit, denn wir kennen sie und brauchen uns Erfahrungen nicht zu leihen. [...]

Meine über Jahre vorbereitete Entscheidung, soweit wie möglich mit Frauen und für Frauen zu arbeiten, ist ein Schritt auf die Integration persönlicher und politischer Praxis hin, er kann Widersprüche aber nicht beseitigen. Der Versuch, die eine Arbeitskraft nicht zu verschenken und zu verschleifen, sondern zu konzentrieren, löst und erzeugt Widersprüche. Dem Versuch, erst zu machen mit der fundamentalen feministischen Einsicht: Das Persönliche ist politisch —, widersetzen sich viele Lernprozesse, widersetzen sich unsere Beziehungen, widersetzt sich die Institution und der Wissenschaftsbetrieb. Wir schaffen es noch nicht, alles zusammenzufügen. Die Beziehungen werden faktisch funktionalisiert, der fachlichen und politischen Arbeit scheinbar subsumiert, anstatt mit ihr identisch zu werden. Vor allem Frauen mit Kindern

sind ständig darauf angewiesen, alles abzustoßen, was den Weg zum Ziel zu verlängern droht, jeden Umweg. Wir arbeiten ständig mit der Heckenschere an Kontakten, Interessen, Impulsen, müssen uns ständig kontrollieren und ausrichten. Das führt zu neuen Härten uns selbst und andern gegenüber. Wir schaffen es nur unzureichend, uns innerhalb der Institution Arbeitszeit und Arbeitsmittel für unsere Interessen anzueignen. Wir schaffen es nur unbeholfen, unsere Sache selbst in die Hand zu nehmen, alternative Wege und Vermittlungsformen der wissenschaftlichen Arbeit zu finden. Die verwaltete Wissenschaft zwingt uns in ihre Zeremonien zurück. Wir schaffen es auch nicht, ohne Unruhe und Zweifel zu warten, bis der Satz: Das Persönliche ist politisch — praktisch auch heißen wird: Kampf für die Demokratisierung dieser Gesellschaft, bis die autonome Frauenbewegung sich am Kampf gegen die politische Repression des Staates mit einer eigenen Strategie beteiligen kann. Unsere Schwierigkeit ist es, daß wir nicht so kämpfen können, wie wir wollen, daß wir zuwenig Menschen finden, mit denen wir kämpfen können, «mit denen wir hassen können». [Vgl. die Nachbemerkung S. 186]

Gisela Bock

«Im Schnittpunkt: Kontrolle von oben, Druck von unten . . .»

Seit sieben Jahren bin ich in der autonomen Frauenbewegung aktiv und ebensolange als Historikerin an der Universität angestellt; seit drei Jahren mache ich Frauenseminare. Solche Frauenseminare entstanden zu einer Zeit, als diejenige Bewegung, die die Ausbeutung von Frauen in den vielfältigen (wirtschaftlichen, psychischen, sexuellen) Dimensionen von Hausarbeit verweigert hatte, auf die unterschiedlichsten außerhäuslichen Arbeitsplätze übergriff und dort die subtile, allgegenwärtige Ausbeutung von Frauen und von «Weiblichkeit» überhaupt in Frage stellte. Die *Forderungen nach Frauenseminaren, Frauenstudien und Frauenstellen* wurden zur *Form des Angriffs auf die Männeruniversität*, die Frauen aus gutbezahlten Arbeitsplätzen, aus der wissenschaftlichen Arbeitsorganisation und den Arbeitsinhalten ausschließt. Diese Form war und ist nur die Oberfläche tiefergreifender Bedürfnisse und Kämpfe, die in den vergangenen Jahren intensiv debattiert wurden. Es ging dabei um die Frage, ob und wie die primäre Zuständigkeit der Frauen für den Reproduktionsbereich und die «Wertlosigkeit» dieser Arbeit auch das Leben von Frauen an der Universität bestimmen: als Hausarbeit außerhalb des universitären Arbeitsplatzes, als Reproduktionsarbeit und «Diskriminierung», d. h. als Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen innerhalb der Universität. Die daraus resultierende politische Debatte läßt sich zusammenfassen in der Frage nach dem Verhältnis der universitären Frauenbewegung zur autonomen Frauenbewegung insgesamt, aus der sie entstand und deren Ziel die Befreiung der Frauen aus Abhängigkeit und Machtlosigkeit ist.

FRAUENSTELLEN: Längst machten wir die Erfahrung, daß jene Bedürfnisse in dieser Forderung nicht aufgehen, — Alibifrauen sind Teil einer Gegenoffensive, die die Frauenbewegung kanalisieren soll; den Einlaß von Frauen in die Männerwelt von Geld und Macht sucht man an Bedingungen zu knüpfen, die die Ohnmacht der übrigen Frauen verlängern. FRAUENSTUDIEN: Die Diskussion darum, daß sie, auf den Druck von unten längst in Mode geraten, nicht zur Legitimationswissenschaft verkommen, ist in vollem Gang: eine Legitimationswissenschaft, die den gängigen Wissenschaftsbegriff nicht mehr in Frage stellt und zur Scheinbewältigung der «Frauen-

«Wir glauben nicht, daß Arbeit uns frei macht . . . »

Frauenarbeit und Frauenbewegung

Seit Frauen begonnen haben, sich zu bewegen, haben sie sich auch auf die Suche nach ihrer Geschichte gemacht, haben sie ihre eigenen Fragen an die Geschichte gestellt: Fragen nach Entstehung und Entwicklung ihrer heutigen Ausbeutung, Fragen nach den Frauen, die aus Geschichtsschreibung und Geschichte-Machen ausgeklammert blieben, nach Hinweisen auf ihre Identität jenseits von Normen und nach Frauenwiderstand gegen sie. Fragen wie diese sind gegenwärtig noch dringlicher, denn es scheint, als sei die neue Frauenbewegung in einen Engpaß geraten: Zersplitterung und Stagnation, Repression und Integration — Formen, in denen sich die Gegenoffensive auswirkt. Zwar haben wir berechnete Zweifel an den «Lehren aus der Geschichte», denn sie betreffen eine Geschichte, die wir nicht bestimmt haben, Zweifel an Lehren, die zu befolgen längst zu spät ist. Historische Frauenstudien sind aber gegenwärtig nicht deshalb dringlich, weil wir Frauen im Zuge der Aufnahme von «Frauenfragen» in den akademischen Betrieb auch in der historischen Disziplin als Subjekt und Objekt vertreten sein wollen (Subjekt einer fragwürdigen Wissenschaft und Objekt, das zu ihrem Opfer wird). Wichtig sind sie aus weit umfassenderem Anlaß.

Mir scheint der gegenwärtige Trend zur «Verwissenschaftlichung» des Feminismus selbst problematisch, oft genug eine Spiegelfechterei, wo nun auf «wissenschaftlicher» Ebene ausgefochten wird, was zuvor offen politische Auseinandersetzungen und Kämpfe waren. «Feministische Wissenschaft», noch vor einigen Jahren ein Schlachtruf desjenigen Teils der Frauenbewegung, der sich gegen Rechte wie Linke die Universitäten zu erobern anschickte, riskiert heute, «wissenschaftlicher Feminismus» zu werden. Und ähnlich wie beim «wissenschaftlichen Sozialismus» verschwinden dabei oft genug die wirklichen und alltäglichen Kämpfe derer, die in solcher Wissenschaft zum Objekt werden. Eine «feministische Theorie der Gesellschaft» wird allenthalben beschworen: das Ergebnis ist häufig die bloße Nachzeichnung des bloßen Funktionierens dieser Gesellschaft, ohne das einzubeziehen, was gerade von seiten der Frauen ihr Funktionieren in Frage gestellt hat und damit zur Basis der Frauenbewegung wurde. Allzu oft haben wir gesehen, wie die verschiedenen Varianten von «sozialistischer» und «marxistischer» Theorie das Funktionieren der Gesellschaft als so lückenlos, notwendig und gesetzmäßig nachgezeichnet haben, daß diese «Notwendigkeit» zur Zerschlagung der Kämpfe derer eingesetzt wurde, die sich gegen sie auflehnten. Was zeigt, daß jene Theoretiker — anders als eine vorschnelle Kritik an ihrer

angeblichen «Abstraktheit» glauben macht — sehr wohl ihre subjektiven Interessen der Theoriebildung zugrundelegen. Auf ähnliche Weise riskiert «feministische Theorie», die den Widerstand, die Verweigerung, die Kämpfe von Frauen gegen ihre gesellschaftliche «Rolle» als unbezahlte Arbeiterinnen ausklammert, den Herrschenden eine wissenschaftliche Grundlage für die rationellere Umstrukturierung und erneute Festschreibung dieser Arbeit zu liefern. Diese Gefahr ist deshalb so groß, weil jener Trend mit einem anderen parallel läuft: der wohl dosierte Zulaß von Frauen zu Institutionen und Qualifikationen ist in seiner Effektivierungs- und Disziplinierungsfunktion unübersehbar.

Jenem Trend stellt sich ein historischer Ansatz entgegen, der die Arbeit wie die Kämpfe von Frauen zu rekonstruieren sucht: Geschichte «von oben» und «von unten» treffen sich hier. Es geht dabei um alles andere als leichtfertigen Triumphalismus: es geht vielmehr um die Frage nach dem Verhältnis zwischen (vielfach überlieferter) Norm und (spärlich überlieferter) Realität im Leben von Frauen. Eine Frage, die noch immer offensteht: seit dem 19. Jahrhundert kaschieren Geschichtsschreibung und Sozialwissenschaft die Arbeit und Ausbeutung von Frauen hinter mystifizierenden Begriffen; was sie aber *unterdrücken*, sind ihre Rebellionen. Hier ist auch der Punkt, an dem die aus aktuellem Anlaß gestellte Frage nach der historischen Identität von Frauen ansetzen muß.

Der folgende Text ist Teil einer Analyse der alten Frauenrechts-, insbesondere Frauenwahlrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten. Die aktuelle Bedeutung dieses geographisch und zeitlich weit Entfernten hat mehrere Aspekte. Einmal ist es ein Versuch, die Ursachen der «konservativen» Wende in der alten Frauenbewegung aufzuspüren: Kurz gesagt, sie sind zu suchen im Zusammenspiel von wachsendem Rassismus (Sozialdarwinismus, Leistungsideologie) und dem Nicht-Wahrnehmen der alltäglichen Kämpfe von Frauen gegen ihre unbezahlte Hausarbeit, wie sie im Verlauf des 19. Jahrhunderts festgeschrieben worden war.¹ Die bisher noch dürftige Literatur zur deutschen Frauengeschichte läßt vermuten, daß die konservative Wende der hiesigen älteren Frauenbewegung (etwa um 1908) ähnliche Gründe hatte.²

Ebenso aktuell aber ist an diesem Gegenstand die Frage nach dem Verhältnis von organisierter Frauenbewegung und dem alltäglichen Leben und Kämpfen der Masse von Frauen. Wie auch in den anderen Ländern engagierte sich in den USA nur eine Minderheit der Frauen aktiv in der Frauenrechts- und Frauenwahlrechtsbewegung. Wie aber lebten die vielen anderen? Fanden sie sich ab mit dem Alltag ihrer *women's sphere* (so wurde der unbezahlte Arbeitsplatz der Frau von den Zeitgenossen genannt), mit der Inferiorität und Machtlosigkeit, die von den Suffragetten in Frage gestellt wurde, oder fanden sie andere Formen, ihren Bedürfnissen nach Entfaltung und Macht nachzugehen oder gar darum zu kämpfen? Mit anderen Worten: Waren sie *Opfer* oder *Akteurinnen* oder gar beides? War der Kampf um die Frauenrechte das Werk einer kleinen, aber wachsenden Zahl starker und bewußter Frauen, die bei den anderen mit der Botschaft der Befreiung warben, oder muß die sichtbar-organisierte Frauenbewegung eher als die Spitze eines Eisbergs von Frauenwiderstand gesehen werden, dessen Basis

1. Gisela Bock, Einleitung zu: Eleanor Flexner, Hundert Jahre Kampf: Die Frauenrechtsbewegung in den USA, 1820—1920, Frankfurt (Syndikat) 1978; zum Verhältnis von Rassismus und Frauenbewegung vgl. ebd., Teil II.

2. Richard J. Evans, The Feminist Movement in Germany, 1894—1933, London-Beverly Hills 1976, bes. Kap. II—V.

die weniger sichtbaren Frauen bewegte? Der Versuch einer Antwort muß, jenseits bloßer Organisationsgeschichte, auf die Ergebnisse neuerer Sozial- und Frauengeschichtsschreibung zurückgreifen; er muß ausgehen von der Frage, was eigentlich die historische Bedeutung der *women's sphere*, als Norm und als Realität, war.

Festzuhalten ist, daß sie kaum etwas zu tun hatte mit der <traditionellen> Rolle der Frau vor dem 19. Jahrhundert. Die *women's sphere* war Produkt einer Entwicklung, die mit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (der Zeit der amerikanischen Revolution) einsetzte und in den 1820er und 1830er Jahren (der Zeit der demokratischen Transformation, der Ära Jackson) im wesentlichen ausgebildet war, zumindest in dem industriell entwickelten und sozial führenden Nordosten, von dem zu eben dieser Zeit die Frauenbewegung ihren Ausgang nahm. Oft beschrieben und deshalb hier nur als Hintergrund zu umreißen ist die Situation vor dieser Zeit. Die Frauen waren integraler Bestandteil einer agrarischen Subsistenzwirtschaft. Frauen, Kinder und Männer hatten gleichermaßen an der Erwirtschaftung der notwendigen Lebensmittel teil, und zwar in einer Form von Arbeitsteilung, die, keineswegs identisch mit der modernen Trennung zwischen <inner- und <außerhäuslich>, die Produktion eines Teils der Güter den Frauen, eines anderen den Männern zuwies. Die Frau war Teil der patriarchalischen Familie, die außer den Blutsverwandten auch Dienstpersonal und Kinder anderer Familien umfaßte, eng mit der Gemeinde verflochten war und Dienste an Armen, Kranken und Alten übernahm. Trotz ihrer anerkannten Unterordnung unter die Männer in politischen und kirchlichen Entscheidungen war es den Frauen der Kolonialzeit möglich, ihre eigene gesellschaftliche Macht und Bedeutung zu demonstrieren: sie wurden als unentbehrliche Arbeitskräfte respektiert, waren aggressiv, wurden oft genug handgreiflich, ihr Klatsch und ihre ungezügelte Sprache waren ein wichtiges Element der Kommunikation in der Gemeinde. Der Puritanismus in den Neuenglandstaaten, anders als in Europa, erlaubte nicht nur, sondern förderte die Sexualität, wenn auch nur in den (und dennoch oft überschrittenen) Grenzen der Ehe. Die Frauen wurden, wie die Männer, auf ihre Arbeit hin erzogen, aber nicht auf eine Norm von <Weiblichkeit> hin sozialisiert; es gab keine <Natur der Frau> als unterschieden oder gar gegensätzlich zu einer <Natur des Mannes>.³

Das Ende der <Macht von Müttern und Töchtern>

Mit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts setzte sich die Kommerzialisierung und Monetarisierung des Lebens durch: immer mehr wurde nicht fürs Überleben, sondern für den Verkauf produziert, und die zuvor (anders als im europäischen Feudalismus) relativ egalitäre Sozialstruktur machte einer Stratifizierung in die *better, middling* und *lower sort* Platz. In den zwei bis drei Generationen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts schienen auch die Frauen an dieser Entwicklung teilzuhaben. Ihre Situation verlor die relative Homogenität, und wir finden sie in unterschiedlichsten Situationen zwischen Reichtum und Armut, inner- und außerhalb familiärer Bindungen. Noch Ende des Jahrhunderts konnte man lesen, <daß eine tugendhafte Frau eine gute Ökonomin ist. Sie arbeitet nicht nur mit ihren Händen, um die nötigen und angenehmen Dinge des Lebens zu erhalten; sondern sie sorgt weise für ihr Einkommen und dessen Ersparnis>, und noch 1793 konnte ein Geistlicher

den Frauen empfehlen, aus den tausenderlei wertvollen Produkten ihres Haushalts kommerzielle Unternehmen zu machen, <um alle Gelegenheiten zur Vermehrung ihres Reichtums zu nützen>. Denn, so fuhr er fort, <weit entfernt davon, männlich und für das zarte Geschlecht unpassend zu sein, trägt er zu ihrem Wohlergehen bei>. Andererseits wuchs die Zahl verarmter und alleinstehender Frauen, die eine zeitlang von städtischer Wohlfahrt lebten, bis sie — über die Kasernierung in Arbeitshäusern und Gefängnissen — gezwungen wurden, <für einen Lebensunterhalt zu arbeiten>. Arbeit fanden sie in dem neu entstehenden Dienstbotenberuf, wo sie die Leibeigenen (indentured servants) und die arbeitenden Kinder ablösten, vor allem aber in den neuen Fabriken. Frauen arbeiteten <für den Zweck, zu dem wir zusammengeführt worden sind: nämlich Geld zu bekommen, soviel und so schnell wir können>.⁴

Die Fabrikindustrie der USA (um 1840 zählte man allein in der Baumwollindustrie 1200 Betriebe, davon zwei Drittel in Neuengland) entstand in jeder Hinsicht auf dem Rücken von Frauen: sei es durch ihre Arbeitskraft in den Fabriken, die von den Männern aus guten Gründen gemieden wurden und die in dem führenden Textilsektor bis 1860 zu über dreiviertel Frauen beschäftigten, sei es durch Veränderungen ihrer häuslichen Arbeit, deren einstige Produkte nun immer mehr gewerblich hergestellt wurden und deren Produktivität immer ausschließlicher der Versorgung von Mann und Kindern diente.⁵ 1851 zog ein Autor den Vergleich mit der alten Gesellschaft: damals <war das Haus eine Fabrik auf der Farm, und die Farm lebte und produzierte für das Haus>; heute, nach einem <Übergang von der Macht der Mütter und Töchter zur Macht von Wasser und Dampf>, gibt es eine <vollständige Revolutionierung des häuslichen Lebens und der gesellschaftlichen Sitten>.⁶

Worin bestand diese Revolution, und was war aus der <Macht der Mütter und Töchter> geworden? Sie war, um es verkürzt vorwegzunehmen, ein umfassender Prozeß der Enteignung der Frau von ihrem <Recht auf die Früchte ihrer Arbeit> (Lucy Stone). Sie wurde bewirkt durch einen <Wandel in der Auffassung der weiblichen Arbeit>⁷, nämlich deren *inhaltliche Neubestimmung* und *gleichzeitige Entwertung*: durch den Ausschluß dieser Arbeit aus der Welt der bezahlten, d. h. der Arbeit, durch den Ausschluß der Frauen aus der als <männlich> definierten Welt des Gelds als Basis von Überlebensmöglichkeit, Unabhängigkeit und Macht in einer um sich greifenden Geldwirtschaft, also durch ihre gesellschaftliche Entmachtung.⁸ Denn sie wurden in übergroßer Mehrheit nicht etwa von Arbeit befreit, sondern ihnen wurde eine Arbeit zugewiesen, die nicht als Arbeit zählte, sondern als <weibliche Natur>, als <Liebe>: Eine Umwertung der Frauenarbeit, die sich in dem viktorianischen <Kult des wahren Frauentums> (cult of true womanhood), der Glorifizierung der weiblichen Attribute von Gehorsam, Frömmig-

3 Mary P. Ryan, *Womanhood in America: From Colonial Times to the Present*, New York 1976, Kap. I; Edmund S. Morgan, *The Puritan Family*, New York 1944.

4 Ryan, S. 88–102.

5 Hannah Josephson, *The Golden Threads: New England Mill Girls and Magnates*, New York 1949, S. 193; Arthur Schlesinger, Jr., *The Age of Jackson*, Boston 1945; Thomas Dublin, *Women at Work: The Transformation of Work and Community in Lowell, Mass., 1826–1860*, Diss. Columbia University, New York 1975; ders., *Women, Work, and Protest in the Early Lowell Mills*, in: *Labor History* 16, Nr. 1 (1975) S. 99–116; ders., *Women, Work, and the Family*, in: *Feminist Studies* 3, Nr. 1/2 (1975) S. 30–39.

6 Zit. bei Ann Douglas, *The Feminization of American Culture*, New York 1977, S. 52.

7 Ebd. S. 54.

8 Der Begriff Entmachtung (disestablishment) ist zentral in dem zit. Buch von Douglas (Kap. II: <Feminine Disestablishments>).

keit, Reinheit und Häuslichkeit, niederschlug.⁹ Hinter diesem die amerikanische Gesellschaft und Kultur des 19. Jahrhunderts beherrschenden Mythos verbirgt sich, abgetrennt von «Produktion» und Erwerb, die *Entstehung der unbezahlten Hausarbeit als die technische, sexuelle und emotionale Produktion* der gesellschaftlichen Arbeitskraft und damit die Entstehung der modernen Hausarbeiterin bzw. «Hausfrau»: das Wort *housewife* setzt sich über das 19. Jahrhundert hinweg gegenüber dem der *lady* allmählich durch, bis es im 20. Jahrhundert die Existenz grundsätzlich aller Frauen benennt.¹⁰ [..]

Der Weg der Frau, sich die Mittel zum Lebensunterhalt zu beschaffen, verlief von nun an, es sei denn um den Preis bitterer Armut, über das Einkommen eines Mannes, für den sie arbeitete. Die relative ökonomische Gleichberechtigung bei politisch-religiöser Ungleichheit zwischen Männern und Frauen in der alten Gesellschaft hatte einer neuen Ordnung Platz gemacht, die zu ihrer Entfaltung gleichzeitig billige Arbeitskräfte in der Fabrik und Gratisarbeit im Haus benötigte. In der Fabrik wie in der außerbetrieblichen Gesellschaft war aus der einstigen *politischen* Hierarchie in Familie und Gemeinde eine *ökonomische* geworden. Genauer gesagt: die einstige politische Hierarchie war in den Dienst der ökonomischen Neuordnung gestellt worden — als Hierarchie der Löhne, die von den höheren der Männer über die niedrigen der Frauen in «der» Produktion bis zur Unbezahltheit der Produktion von Arbeitskraft durch die Frauen reichte. Dieser *Formwandel der Unterwerfung von Frauen* war ein Grundpfeiler für die Durchsetzung des modernen Kapitalismus in den USA, und diese neue Form der Unterwerfung war integraler Bestandteil der Demokratisierung der Männerwelt (Wahlrecht für «alle», unabhängig vom Besitz) während der Ära Jackson: «Die Umwandlung der Frauen in eine auf unsichtbare Weise dienende Klasse war eine ökonomische Leistung ersten Ranges. Dienstboten für gesellschaftlich unterbewertete Arbeiten standen einst nur einer Minderheit der vorindustriellen Bevölkerung zur Verfügung; die dienstbare Hausfrau steht jedoch heute auf ganz demokratische Weise fast der gesamten männlichen Bevölkerung zur Verfügung.»¹¹

Diese Periode der «Demokratisierung» setzte der vorausgegangenen Phase, in der sich den Frauen neue, unterschiedliche und oft spärliche Erwerbsmöglichkeiten zu öffnen schienen, ein Ende. Warum und wie im einzelnen, ist nicht leicht zu umreißen, denn der Prozeß verlief nicht geradlinig (kapitalistische Entwicklung und Unterentwicklung beeinflussten ihn wechselhaft), und er wurde keineswegs nur *durch* die Männer und nur *gegen* die Frauen durchgesetzt, — allerdings sehr wohl in seiner frühen Phase.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich die Norm — und Realität — zuerst für die reicheren Bürger- und Unternehmerfamilien gewandelt. Eine Doktrin von den Aufgaben und der Natur der müßigen *lady* wurde propagiert; ihre Muße sollte nach außen die Repräsentationspflichten des tagsüber abwesenden Mannes erfüllen, nach innen ein neuartiges, intimprivates Glück versprechen. In zahllosen Schriften wird das Bild einer Frau proklamiert, für die «Unterwürfigkeit und Gehorsam das Leben bestimmen, und Friede und Glück seien ihr Lohn». Ihren «Lohn» finde die Frau außerdem in der schmeichelhaften Versicherung, daß die Unterschiede zwischen Mann und Frau, ihre Bestimmung zum Dienst an seinem Glück, die Quelle ihrer moralischen Überlegenheit sei. «Die angemessenen Bereiche der Geschlechter unterscheiden sich grundlegend», heißt es 1798, und die Aufgabe der Frau ist die «Sorge für die Familie»: «Mitgenommen von den geschäftli-

gen Sorgen und Schauplätzen der Welt eilt der Ehemann zu seinem Heim, wo das besänftigende Lächeln der Freundin seines Herzens die Dürsterkeit seiner Sinne vertreibt und das Wohlbefinden seines Herzens erneuert.» Vor allem aber sei ihre Existenz, anders als die männliche, bestimmt von Liebe. Die neue *Ideologie der romantischen Liebe* erklärt diese zur Sache der Frauen und bestimmt sie gleichzeitig als opferfreudiges Aufgeben eigener Identität und eigener Bedürfnisse: «Gewährt eine Frau von edlem Gemüt ihre Neigung, so gibt sie zu Recht ihr ganzes Selbst auf.»¹²

Frauenkult und Frauenarbeit

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts waren diese Lehren männlicher Publizisten auf die Bibliotheken der Oberklasse beschränkt. Zu einer kohärenten Doktrin wurden sie erst, als zwischen 1820 und 1840 ihre weit über die «Frauen von edlem Gemüt» hinausgreifende Indoktrination vor allem von einer Schicht übernommen wurde, deren Macht durch die beginnende Kapitalisierung ebenso bedroht schien wie die der Frauen: die Geistlichkeit, der hiermit eine neue gesellschaftliche Funktion zuwuchs, nachdem sie von den Zentren der politischen Macht ausgeschlossen worden war. Die strenge kalvinistische Theologie von Schuld und Sühne wurde liberalisiert, «entmännlicht» und «sentimentalisiert». Die neue Religion predigte ein Bild von Heim, Familie und Frau, das, scheinbar aller Arbeit entkleidet, einen «moralischen» und «zivilisierenden» Einfluß auf die harte Welt von Geld und konkurrierender Arbeit ausübt; stiller «Einfluß» sei die Weise, in der die Frauen, trotz (oder wegen) ihrer Machtlosigkeit, die Gesellschaft zu lenken vermögen. Man erklärte sie zu Repräsentantinnen einer Moral und Religion, die sowohl Gegenmittel wie Antrieb zur Arbeit war. Zur religiös-moralischen Aufgabe der Frau, ein «Heim von Glück und Ruhe» für den Mann zu schaffen, und der Identifikation von Weiblichkeit mit Erholung und Regeneration für ihn, kamen aber noch zwei weitere Festschreibungen der Frau hinzu. Zum einen die viktorianische *Lehre von der sexuellen Passivität der Frau*, gekoppelt mit der verwerflichen, aber gleichwohl «natürlichen» sexuellen Aggressivität der Männer, der die Frau — wie der «jungfräuliche» Kontinent, der zur gleichen Zeit in den Kriegen gegen die Indianer erobert wird, — als Objekt der Unterwerfung gilt, und zwar in beiden Fällen mit möglichst «ökonomischem» Aufwand an (sexueller) Energie. Zum andern die Definition und *Mystifizierung der Mutterschaft* als Wesen von Weiblichkeit und die Bestimmung der gesellschaftlichen Macht der Frau als Macht über Kinder — eine Neuerung gegenüber der alten Gesellschaft, in der es eine Kindheit und Erziehung im modernen Sinn nicht gab und der Familienpatriarch, stets anwesend, die Macht über die Kinder hatte.¹³

9 Barbara Welter, *The Cult of True Womanhood, 1820—1860*, in: *American Quarterly* 18, Nr. 2 (1966) S. 151—174; Gail Parker, Hg., *The Oven Birds: American Women on Womenhood, 1820—1920*, New York 1972; Martha Vicinus, Hg., *Suffer and Be Still: Women in the Victorian Age*, Bloomington-London 1972; Nancy F. Cott, Hg., *Root of Bitterness: Documents of the Social History of American Women*, New York 1972.

10 Douglas, S. 347 f.

11 John Kenneth Galbraith, *Economics and the Public Purpose*, Boston 1973 (dt.: *Wirtschaft für Staat und Gesellschaft*, München 1974), S. 33.

12 Ryan, S. 107—116.

13 Ebd. S. 107, 120—142, 150—185; Douglas, S. 17—80, 138, 261; G. J. Barker-Benfield, *The Horrors of the Half-Known Life: Male Attitudes Toward Women and Sexuality in the 19th Century America*, New York 1976; ders., *The Spermatic Economy*, in: Michael Gordon, Hg., *The American Family in Social-Historical Perspective*, New York 1973, S. 336—372.

Es wäre kurzschlüssig, wollte man diesen «Kult des wahren Frauentums» ausschließlich als repressiv beschreiben. Als regelrechte «Kampagne zur Umstrukturierung der weiblichen Persönlichkeit»¹⁴ hat er vielmehr gerade in der Weise, wie sich in ihm Superiorität und Inferiorität, Macht und Ohnmacht der Frauen vermischen, eine subtile *gesellschaftliche Funktion*:

(1) Die moderne Hausarbeit der Frau wird im Rahmen eines neuen, um das Ehepaar und seine Kinder zentrierten Familientyps definiert: als Häuslichkeit, emotionale Dienste am Mann, Einsatz ihrer psychischen Energie im Dienst einer Kindererziehung, die auf wohlidosierte, die künftige Arbeitskraft präparierende Weise Rationalität (als Arbeitsethos), Emotionalität (Liebe und Liebesentzug) und Repression (z. B. Onanieverbot) kombiniert.

(2) Eine Sphäre der Frauenarbeit wird geschaffen, deren Arbeitscharakter zugleich negiert und unsichtbar gemacht wird, indem man ihr hohen moralischen Wert zuerkennt und sie zur Natur der Frau erklärt. Die viktorianische Norm mit ihren sexuellen, emotionalen und haushälterischen Aspekten wird in einer der vielen damals erscheinenden Anleitungen zur Kindererziehung kurz und bündig zusammengefaßt: «Und glaubt mir, meine lieben Freundinnen, dies ist keine Arbeit», heißt es lapidar in einem «*Treatise on the Management of Children*» von 1811.¹⁵

(3) Männliche Dollars dürfen fortan nicht in das weibliche Bewußtsein dringen; die schmutzigen Gesetze des Erwerbs hatten die Frauen (zumindest scheinbar) zu ignorieren, und die weibliche Rolle als höheres moralisches Vorbild des arbeits- und wettbewerbsorientierten Ehemanns verschleierte ihre eigene Arbeit, einschließlich die des Einkaufens. Sinnfällig wird dies am Schicksal des Buches einer Reformerin und militanten Gegnerin der Sklaverei, Lydia Maria Child, «*The Frugal Housewife*» (Die sparsame Hausfrau). 1830 erschienen, war es eine der vielen Schriften, die die Hausfrau bei ihrer Arbeit für die Familie anzuleiten suchten und den neugeschaffenen Platz der Frau als «Beruf» innerhalb einer «göttlichen Ökonomie» (Catherine Beecher) deklarierten. Nicht unähnlich dem Arbeitsethos, das im Bereich der Lohnarbeit in diesem Jahrhundert durchgesetzt wurde, wird darin versucht, auch die Hausarbeit mit einem professionellen Ethos auszustatten, und zwar — wiederum analog zur Lohnarbeit — mit Technologie, Effizienz, Ordnung und Systematik. Als nun «*The Frugal Housewife*» in der damals bekanntesten Frauenzeitschrift besprochen wurde, erhielt es Lob, dies allerdings nur eingeschränkt. Die Einschränkung beleuchtet schlagartig, was die «Sentimentalisierung» der Frauenexistenz und -arbeit gesellschaftlich bedeutete: wenig erfreut war man über die ökonomische Umsicht und den praktischen Nutzen des Buches, über die Erinnerungen an die Arbeit und Kenntnisse der Mütter und Großmütter; besonders beunruhigt war man jedoch darüber, daß es den Wert des Geldes auf eine Weise betonte, die der Frau nicht anstehe: «Unsere Männer sind schon genügend aufs Geld ausgerichtet ... laßt uns Frauen und Kinder von der Ansteckung so lange wie möglich fernhalten.»¹⁶

Wie ihre Arbeit so wurde die Frau, als Wesen mit eigener Stärke und eigenen Bedürfnissen, unsichtbar. Nachdem 1820 bis 1840 die Geistlichen den Kult der Frau gepredigt hatten, folgten ihnen die Ärzte, die dem gesprochenen und geschriebenen Wort über die sexuelle Passivität der Frau und ihre Häuslichkeit mit Kuren und Eingriffen nachhalfen: von erzwungener Bewegungslosigkeit bis zu Klitoris-, Eierstock- und Uterusoperationen.¹⁷ Zwischen 1840 und 1860 hatten sich jedoch die Frauen selbst, gefördert von der Mechanisierung der Druckverfahren und einer enormen Expansion der

Bücher- und Zeitschriftenindustrie, der literarischen Massenkultur bemächtigt. In zahllosen Varianten zelebrierten ihre sentimental Hausromane (domestic novels) den stillen, moralischen Einfluß der Frauen über die Männerwelt. Diese Literatur besticht heute durch ihre Widersprüche. Sie erteilte gleichsam «Kurse in Einkaufsmentalität» und versprach zugleich einen Reichtum ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Kampf — Gefühle und vegetative Bilder waren ihr Inhalt. Sie pries die romantische Liebe, die mit Sexualität nichts zu tun hatte und nach der Heirat von arbeitsamer Zurückhaltung abgelöst wurde. Frauen heirateten nicht wegen Geld und Status, und doch: «Hausfrau sein ist die schwierigste Art der Welt, sich einen Lebensunterhalt zu schaffen», heißt es 1853 in einem dieser Romane. Denn die Alternative war Prostitution oder Mutterschaft. Der Hausroman, in dem vor dem Bürgerkrieg Frauen die viktorianische Norm weiblicher Reinheit und Überlegenheit zum Beleg ihrer eigenen Existenz und Existenzberechtigung auszubeuten suchten, drückte ihre ständige «Angst vor der Unsichtbarkeit» aus.¹⁸

Norm, Realität, Widerstand

Waren die Frauen also, gemessen an heutigen Standards, Opfer? Oder, wenn wir akzeptieren, daß man ihnen als unentbehrlichen, wenn auch unsichtbaren Arbeitskräften tatsächlich eine wirksame moralisch-kulturelle Autorität zugestehen mußte, daß außerdem die Idyllisierung und Privatisierung des weiblichen Lebensbereichs tatsächlich als Gegenwart zur Wirtschaftsrealität erscheinen mochte, nicht unähnlich gewissen Tendenzen von «Gegenkultur» in unserem Jahrhundert: War diese Überlegenheit und «Alternative» gegenüber der harten Realität des Kapitalismus nicht ein Pyrrhussieg, der ihnen nur einen Ersatz von Macht, nicht aber wirkliche Macht brachte, vielmehr die Abhängigkeit und die Milliarden unbezahlter Arbeitsstunden perpetuierte? Gewiß — aber nicht nur. Die Norm entsprach nur partiell der Realität. [. . .]

Die vielbeschworene Muße der *lady*, die bei den Frauen der Oberschicht nicht selten zu Neurosen (Leid und Widerstandsversuch in einem) führte, gab es für die Frauen der mittleren und Unterschichten einschließlich der Farmersfrauen nicht: die harte Realität der Hausarbeit, die auch durch Haushaltstechnologie und die Auslagerung vieler Produkte in die industrielle Produktion kaum gemildert wurde, blieb der Gesellschaft, aber nicht ihnen selbst verborgen, und über die Leiden an Geburten, Fehlgeburten, Uterusenkung und -vorfall, Abtreibung konnte auch der Mutterschaftsmythos nicht hinwegtäuschen.¹⁹ Die viktorianische Norm untersagte, aus anderen Motiven als reiner Liebe sich einem Mann zu nähern: und doch nahm während des

14 Ryan, S. 147.

15 Zit. ebd. S. 125; vgl. R. P. Neuman, Masturbation, Madness, and the Modern Concepts of Childhood and Adolescence, in: *Journal of Social History* 8 (1975) S. 1—27; Bernard Wishy, *The Child and the Republic: The Dawn of Modern American Child Nurture*, Philadelphia 1968; Anne L. Kuhn, *The Mother's Role in Childhood Education: New England Concepts 1830—1860*, New Haven 1947.

16 Douglas, S. 66.

17 Barker-Benfield; Ann Douglas Wood, «The Fashionable Diseases»: Women's Complaints and Their Treatment in 19th Century America, in: *Journal of Interdisciplinary History* 4, Nr. 1 (1973) S. 25—52; John S. Haller, Robin M. Haller, *The Physician and Sexuality in Victorian America*, Urbana 1974.

18 Ryan, S. 134—147, 172 (Zitat von 1853); Douglas, S. 61 und 46; vgl. S. 55, 62 ff., 73, 85 ff., 114.

gesamten 19. Jahrhunderts die Zahl der Frauen zu, die sich zur Heterosexualität nicht nur passiv verhielten und die sie, wie ihre Großmütter, als eher prosaische und wirtschaftliche Angelegenheit betrachteten: die Prostituierten. Den aus Europa eingewanderten Frauen war die viktorianische Norm ohnehin fremd, ebenso wie den schwarzen Frauen. Vor allem aber erschlossen sich Frauen häuslichen und außerhäuslichen Zugang zu Geld für ihre Hausarbeit, sei es als Näherinnen und Wäscherinnen, sei es durch Untervermietung an Kostgänger und Schlafburschen.²⁰

Noch in einem anderen Sinne entsprach die Norm nicht der Realität: Frauen bekämpften die Norm und wendeten sie an dem ihnen zugewiesenen Arbeitsplatz Haushalt subversiv zu ihren Gunsten. Hier waren sie nicht nur Opfer, sondern fanden angemessene und selbstbewußte Formen von Lebensbewältigungen, Arbeiterleichterung und Kämpfen, die historisch verschleiert und verschwiegen werden konnten, so wie auch ihre Arbeit unsichtbar geworden war.

Auf die männliche Sexualität, die aggressiv und nur in Passivität zu erdulden war, antworteten Frauen während des gesamten 19. Jahrhunderts vielfach mit intensiven und über große Entfernungen dauernden *Frauenfreundschaften*. Jenseits ihrer Funktion als Spiegel des Mannes, suchten und entfalteten Frauen darin ein Stück Identität: «Nicht weil du gut bist, liebe ich dich», schrieb eine, «sondern wegen deines eigenen Wesens.» Ein Netz von Beziehungen, ausgehend von dem Mutter-Tochter-Verhältnis und der weiblichen Verwandtschaft, verband die Frauen und ermöglichte ihnen, sich im Haushalt und emotional zu unterstützen und Sexualprobleme zu besprechen, die ihren Männern fremd waren. «Mir scheint unsere Verbindung», heißt es in einem Brief, «eine engere zu sein als die meisten Ehen. Wir wissen, daß es ähnliche zwischen Männern und auch zwischen Frauen gegeben hat. Und warum auch nicht?»²¹

Die Norm verbot den Frauen den Eintritt in die Männerwelt, segregierte sie, zwar nicht so sehr in dem isolierten Haushalt, der erst eine Errungenschaft der Kleinfamilienwohnungen, Wohnsilos und Stadtstrukturen des 20. Jahrhunderts werden sollte, aber in das gesellschaftliche Ghetto der *women's sphere*. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts organisierten sie sich zur Erleichterung ihrer Arbeit in einer *Vielzahl von Gruppen und Verbänden*. Müttervereine suchten seit etwa 1815 Probleme der Kindererziehung und Abtreibung zu lösen, Wohltätigkeitsvereine nahmen früher familiengebundene Aufgaben wahr, «Vereine zur Moralform» und «Mäßigkeitsvereine» wehrten sich gegen die Dienstleistungen an Männern. Parolen wie «Macht durch Reinheit dürfen nicht nur als moralisierender Konservatismus rückständiger Frauen verstanden werden, die das effizienzsteigernde Alkoholverbot für Arbeiter im Sinn kapitalistischer Arbeitsmoral akzeptierten. Sie waren auch eine «Rebellion der Frau gegen die wollüstige Ausbeutung durch den Mann», gegen ihre finanzielle, emotionale und sexuelle Ausbeutung.²²

Der Kult von Frau und Mutterschaft konnte im 19. Jahrhundert zunehmend alle Forderungen und Aktivitäten legitimieren, die — von der Zulassung zur männlichen Arbeitswelt bis zur «freien Liebe» — in seinem Namen vorgebracht wurden, selbst wenn sie ihn tendenziell sprengten. Frauen, die sich *außer Haus*, so im Beruf der Lehrerin: der erste Massenberuf von Frauen aller Schichten, von dem Impulse zu liberaleren Erziehungsmethoden wie zur Zulassung von Frauen zum höheren Bildungssystem ausgingen. Hier wie in den Textilfabriken erfuhren sie schnell genug, daß ihre Arbeit weniger auf die Mutterrolle beriefen, fanden ein Feld gesellschaftlicher Aktivitäten

wert war als die der Männer, weil sie als Frauen zwar moralisch viel, materiell aber wenig galten. Die Schizophrenie dieser Situation durchzieht viele Dokumente, die die Suche dieser Frauen nach Unabhängigkeit wiedergeben: «Immer trug ich das Gefühl von Edelmut mit mir, das es mir schwer machte, mir den Wert meiner Arbeit bezahlen zu lassen», klagte die frei geborene Schwarze Maria W. Stewart 1832 bei ihren Bemühungen, schwarze Kinder zu unterrichten.²³ Krankenpflege wurde ein Frauenberuf. Die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit seit Ende des 19. Jahrhunderts bezog sich auf «frauenspezifische» (und das heißt, angesichts der historischen Veränderlichkeit dieser Kategorie, in allererster Linie: unterbezahlte) Tätigkeiten. Es entstand der Beruf der Sozialarbeiterin: Frauen, die in den Slums der Großstädte gleichsam vergesellschaftete Hausarbeit leisteten, den Armen und Immigranten halfen, sich selbst zu helfen, nicht zuletzt dadurch, daß sie die ausländischen Frauen rationale Haushaltsführung lehrten — von «moderner» Kindererziehung über Sauberkeitsstandards bis zur Budgetplanung. Die bekannte Jane Addams ist nur eine von vielen, die sich solch reformerischer «sozialer Haushaltsführung» zuwandten. Jane Addams' Vorstellungen standen im Kontext eines gesamtgesellschaftlichen Trends, der zu dieser Zeit nicht nur die Industrieproduktion, sondern, ausgehend von den Städten, das gesamte Leben nach rationalen und leistungssteigernden Kriterien umzugestalten trachtete.

Diese *neuen Frauenkarrieren*, mit denen faktisch ein Teil der Hausarbeit vergesellschaftet wurde, brachten viele Frauen (nicht ohne Kämpfe) in unabhängige Stellungen im Dienst von Staat und Gemeinde. Aber sie verringerten nicht die Arbeit der übrigen Hausfrauen, im Gegenteil: die modernen Anforderungen an Haushaltung, Einkaufen, sparsame Budgetplanung bei Inflation, Erziehung und Erholung wuchsen. Ihre Aktivitäten legitimierten jene «Hausfrauen der Gesellschaft» oder «Putzfrauen der Nation», wie sie genannt wurden, damit, daß «die neue Wahrheit, die das amerikanische Frauentum heute begeistert und erhöht, in der Entdeckung besteht, daß der Staat nichts als eine große Familie ist und daß es in diesem nationalen Zuhause einen Raum, eine Ecke und eine Pflicht für «Mutter» gibt».²⁴ Darf diese Analogie zwischen Familie und Staat nicht einfach als Perpetuierung der Frauenrolle, sondern als Anspruch gerade der Hausfrauen auf Macht gelesen werden, so hatten jene Frauen damit auch noch auf andere Weise recht: in diesem Zeitraum, beginnend um die Jahrhundertwende, übernahm der Staat zunehmend die Verantwortung und Kontrolle über die Produktion

19 Cott, S. 235–238; Women's Cooperative Guild, Hg., *Maternity*, London 1915; Patricia Branca, *Image and Reality: The Myth of the Idle Victorian Woman*, in: Mary Hartman, Lois W. Banner, *Clio's Consciousness Raised*, New York 1974, S. 179–191.

20 Egal Feldman, *Prostitution, The Alien Woman and the Progressive Imagination, 1910–1915*, in: *American Quarterly* 19 (1967) S. 192–206; Roy Lubove, *The Progressives and the Prostitutes*, in: *The Historian* 24 (1962) S. 308–329; Robert W. Smuts, *Women and Work in America*, New York 1959, S. 6 ff.; Gisela Bock, Barbara Duden, *Arbeit aus Liebe — Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*, in: *Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität* (Juli 1976), S. 152 f., 157–164.

21 Carroll Smith-Rosenberg, *The Female World of Love and Ritual: Relations Between Women in 19th Century America*, in: *Signs* 1, Nr. 1 (1975) S. 1–29 (Zitate S. 8, 26 f.).

22 Linda Gordon, *Woman's Body, Woman's Right: A Social History of Birth Control in America*, New York 1976, S. 120; vgl. Ryan, S. 128–131; David J. Pivar, *Purity Crusade: Sexual Morality and Social Control, 1868–1900*, Westport, Conn. 1973.

23 Gerda Lerner, Hg., *Black Women in White America*, New York 1972, S. 84; zum folgenden: Allen F. Davis, *American Heroine: The Life and Legend of Jane Addams*, New York 1973; ders., *Spearheads of Reform: The Social Settlements and the Progressive Movement, 1890–1914*, New York 1967; Roy Lubove, *Professional Altruist: The Emergence of Social Work as a Career, 1880–1930*, Cambridge 1955.

24 Ryan, S. 229–235; William L. O'Neill, *Everyone Was Brave: A History of Feminism in America*, Chicago 1969, S. 34.

der Arbeitskraft und die Regulation des Arbeitsmarkts. Dieses Eindringen von Frauen in die Männerwelt des Geldes, politischer Verantwortung und staatlicher Funktionen war gewiß ambivalent: aber nicht so sehr deshalb (wie oft gesagt wird), weil sie sich des viktorianischen Frauenbilds bedienten, sondern weil sie damit zu institutionellen *Kontrollleurinnen von Frauenarbeit* gemacht wurden. Denn nicht so sehr für Rechte als für mehr Pflichten setzten sie sich ein: Ordnung, Stabilität und Effizienz waren die Parolen dieses «sozialen Feminismus», der zeitlich und funktional den industriellen tayloristischen Rationalisierungstendenzen mit ihrer neuen hierarchischen Fabrikordnung parallel lief.²⁵

Selbst der Kampf um das Wahlrecht, der «politische Feminismus», wurde seit den 1890er Jahren immer häufiger mit der Überlegenheit oder Besonderheit der Frauen als Hausfrauen und Mütter und ihrer «Pflichten» innerhalb der neuen Staatsfunktionen gerechtfertigt. Aber auch hier, wie im Fall des «sozialen Feminismus», der sich mit dem «politischen» häufig überschneidet, ist Vorsicht am Platz gegenüber einer pauschalen Verurteilung dieser Tendenz als konservativ, als angebliche Verfestigung einer traditionellen Frauenrolle. Stellt sich doch eine solche Beurteilung nur allzu sehr auf den Stand dieser «Tradition», indem sie in ihr lediglich eine «Rolle», einen Mythos, und hinter diesem nicht die reale, inzwischen festgeschriebene Hausarbeit und die reale Ungleichheit von Millionen von Frauen sieht. Die Frauenbewegung vor dem Bürgerkrieg hatte ihre Rechte noch vorwiegend mit der naturrechtlichen Begründung der *Gleichheit* aller Menschen gefordert: «Was immer moralisch richtig für das Handeln eines Mannes ist, ist auch moralisch richtig für das Handeln einer Frau.»²⁶ Es handelte sich hier keineswegs um eine abstrakte Gleichheit, denn im frühen 19. Jahrhundert war die alte Gesellschaftsformation noch in Erinnerung und zum Teil noch lebendig. In dieser Übergangsphase, in der, wie wir sahen, das ältere politische Machtgefälle zwischen Männern und Frauen der neuen Ökonomie subsumiert wurde, in der der Zugang zu den Mitteln von Überleben und Macht auf neuartige Weise an dieses Gefälle gebunden wurde, konnten Frauen noch realistischerweise annehmen, daß das Beharren auf Gleichheit *politischer* Rechte auch die *ökonomische* Ungleichwertigkeit von Männern und Frauen grundsätzlich in Frage stellen könnte. Mit gutem Grund wurde die Forderung nach Wahlrecht damals als Waffe und darüberhinaus als Symbol aller übrigen Ansprüche verstanden, als Mittel, die Frauen in ein direktes, nicht über ihre Männer vermitteltes Verhältnis zu Staat und Gesellschaft zu setzen.

Später aber, nach drei Generationen ideologischer, psychologischer und ökonomischer Festschreibung der Unsichtbarkeit und Wertlosigkeit von Frauenarbeit, eine Gleichheit politischer Rechte zu fordern, war abstrakt: Die Frauen hatten nun von ihrer historisch durchgesetzten spezifischen Lebens- und Arbeitssituation auszugehen, zu der die außerhäusliche Arbeit weniger eine Alternative als ein Pendant und eine Zusatzbelastung war. Der Begriff «Feminismus», der Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA aufkam, bezeichnete jetzt diejenige Tendenz unter den Frauenrechtskämpferinnen, die die *Besonderheit der Frau* und ihre *Differenz* zu den Männern hervorhob. [. . .]

Wenn die Wahlrechtskampagne seit der Jahrhundertwende sich immer konservativer verhielt, so lag dies also nicht daran, daß zunehmend mit dem Verweis auf die soziale Bedeutung der Mutterschaft argumentiert wurde, sondern daran, daß viele wortgewandte Repräsentantinnen des «politischen» wie des «sozialen Feminismus» den Mythos der Mutterschaft als Wesen der

Frau im Sinn größerer Effizienz, der «Suche nach Ordnung», nach Stabilisierung gerade auch von Hausarbeit verwandten. Inzwischen aber zeichnete sich immer deutlicher eine Massenbewegung von Frauen ab, deren Kämpfe gerade die *Verweigerung von Hausarbeit* war und die damit ihre Arbeit jenseits des Mythos sichtbar machten.

Das «Recht auf Verweigerung»

«Männer, die zurückschrecken vor der Arbeit und vor einem rechtschaffenden Krieg, und Frauen, die zurückschrecken vor der Mutterschaft», verkündete Präsident Theodore Roosevelt 1899, «wandeln am Rande des Abgrunds und verdienen, von der Erde zu verschwinden», und 1905 griff er kinderlose Frauen an als «Verbrecherinnen an der Rasse . . . , Gegenstand verachtungsvollen Abscheus seitens gesunder Leute». In der Folgezeit, zwischen 1905 und 1910, führte das Schlagwort vom «race suicide» zu einer heftigen Kontroverse in der Öffentlichkeit.²⁷ Was Roosevelt, Politikern und Wissenschaftlern als Selbstmord der weißen Rasse galt, war für Millionen von Frauen ein *Gebärstreik*, der in diesen Jahren von den Zeitgenossen offen diskutiert wurde: zwischen 1800 und 1900 war die Durchschnittszahl an Kindern, die eine weiße, bis zur Menopause lebende Frau gebar, von 7,04 auf 3,56 gesunken. Dieser Gebärstreik war sowohl eine *alltägliche* und gesellschaftlich erst langsam sichtbar werdende *Praxis* der Frauen (die in Abgrenzung vom «politischen» und «sozialen» neuerdings als «Hausfrauenfeminismus», *domestic feminism*, bezeichnet wurde) als auch eine *organisierte Bewegung*: Seit den 1870er Jahren wurde sie zu einer Bewegung für «freiwillige Mutterschaft». Anfangs hauptsächlich von Frauen der Mittelschicht (Handwerker, Geschäftsleute, Farmer) getragen, wurde sie in den Jahren um den Ersten Weltkrieg, als Kampagne für «Geburtenkontrolle», zu einer militanten Massenbewegung vorwiegend von Frauen der Fabrikarbeiterklasse, einschließlich der Einwanderinnen.²⁸

Auf beiden Ebenen war der Geburtenrückgang Ausdruck eines Kampfs von Frauen um Macht (Feminismus also im weitesten Sinn), der von ihrer spezifischen gesellschaftlichen Arbeitssituation ausging, um sie zu verändern. Wir haben gesehen, daß der viktorianische Mutter- und Frauenkult mehr war als ein Instrument der Repression, das der gezielten und subtilen Umstrukturierung weiblicher Arbeit und Persönlichkeit diene. In der Hand der Frauen selbst gewann er, gerade durch seine Widersprüchlichkeit von Macht und Ohnmacht, von Segregation und Solidarität, noch eine weitere, subversive Seite: Im Namen der Macht, die den Frauen als Müttern ideologisch zugesprochen wurde — und die sie sich selbst zusprachen —, weigerten sie sich, bloße Gebärmaschinen zu sein. Die Glorifizierung der Mutterschaft hatte als Kehrseite den wachsenden Anspruch der Frauen auf Erleichterung einer Arbeitsbelastung und eines physischen Verschleißes, die mit moralischer Würde wenig gemein hatten — durchaus vergleichbar der Glorifizierung

25 Samuel Haber, *Efficiency and Uplift: Scientific Management in the Progressive Era, 1890–1920*, Chicago-London 1964, bes. S. 62; vgl. Bock, Duden, S. 162–164.

26 Flexner, *Hundert Jahre Kampf*, Kap. III; zur Unterscheidung zwischen *social feminism* und *public feminism* vgl. O'Neill, 1969.

27 Theodore Roosevelt, *Amerikanismus*, Leipzig o. J., S. 50; Zitat bei L. Gordon, S. 136.

28 Daniel Scott Smith, *Family Limitation, Sexual Control, and Domestic Feminism*, in: Hartman, Banner, S. 119–136; L. Gordon, S. XV–XVI; Robert V. Wells, *Family History and Demographic Transition*, in: *Journal of Social History* 8 (Frühjahr 1975) S. 1–19.

industrieller Arbeit durch viele Arbeiterorganisationen, die die Arbeiter in genau dem gleichen Jahrhundert nicht davon abhielt, sich den 8-Stunden-Tag zu erkämpfen, wengleich dieser Kampf in scheinbar rationaleren Termini geführt wurde, da die Arbeit entlohnt und damit sichtbar war.

Neben Abtreibungen, trotz der bundesstaatlichen Illegalisierung von 1873 an der Tagesordnung, waren die mechanischen Mittel der Geburtenverhütung, wie etwa Dusch und Schwamm, wenig wirksam; weit entscheidender waren der Coitus interruptus und die Enthaltensamkeit gegenüber einer männer- und gebärbestimmten Sexualität, deren Übergang zur Vergewaltigung als fließend empfunden wurde. Eines der vielen Zeugnisse stammt aus den 1880er Jahren, eine Frau schrieb: «Ich bin nahezu am Ende und zerstört durch den nächtlichen Geschlechtsverkehr, der oft morgens wiederholt wird. Dies und nichts anderes war der Grund meiner Fehlgeburt ... Er ging an die Arbeit wie ein Mäher, und statt des Vergnügens, das es hätte sein können, war es die härteste Folter.»²⁹

Die viktorianische Norm schrieb den Frauen unterwürfig-passive, opferfreudige Hingabe vor und entlohnte sie dafür mit ihrer Anerkennung als Hüterinnen moralischer Reinheit. In zahllosen organisierten und nicht-organisierten Initiativen zur Wahrung und Reform der «Reinheit» kehrten Frauen jene Doktrin um, gegen die Männer und zur Erleichterung ihrer Arbeitslast: sie wünschten weniger Kinder, aber gleichzeitig die rechtliche Befähigung zur Vormundschaft als Anerkennung ihrer Arbeit und eigenständigen Verantwortung; sie drängten Männern den Coitus interruptus auf, und ihre sexuelle Abstinenz wurde gleichsam zum Absentismus am mystifizierten Arbeitsplatz. Die Bewegung gegen zwangsweise und für freiwillige Mutterschaft verband sich mit der Entdeckung und Betonung weiblicher sexueller Bedürfnisse; und den viktorianischen Mythos sprengte der Kampf der Frauen um «das Recht auf Verweigerung».³⁰ Er war ebenso von Befürworterinnen der «freien Liebe» wie von Befürworterinnen stabiler Familienverhältnisse getragen, von *moral reform*-Gruppen und Wahlrechtskämpferinnen, von Müttern und Nicht-Müttern. Obgleich mechanische Verhütungsmittel während des 19. Jahrhunderts immer häufiger benutzt wurden, ist es bezeichnend, daß diese Bewegung Verhütungsmittel grundsätzlich ablehnte, denn sie wurden als verschärfter Zwang zur Heterosexualität angesehen. Klassisches Argument der Feministinnen damals: Frauen müßten sich als sexuelle wie als Haushaltsdienerinnen zum Zweck ökonomischer Sicherung verkaufen, folglich sei die Zurückhaltung sexueller Gunst gegenüber Männern eines ihrer Machtmittel, eine Form von Streik, der durch Erleichterung heterosexueller Beziehungen gefährdet werde. Gerade in dieser Ablehnung, so prüde und uneinsichtig sie auf den ersten Blick für Vorstellungen des 20. Jahrhunderts erscheinen mag, schlägt sich die enge Verbindung zwischen dem Kampf der Frauen um eine selbstbestimmte Sexualität und ihrem Gebärstreik nieder.

Die Ambivalenz des viktorianischen Mythos wurde von Frauen auf noch andere Weise subversiv genutzt. Unter Berufung auf die «romantische Liebe», die den «Dienst am Ehemann» zur Essenz von Weiblichkeit erklärt hatte, begannen Frauen die lebenslängliche Bindung an einen ungeliebten Mann zu verweigern: Sie forderten das Recht auf Scheidung und deren gesetzliche und ökonomische Erleichterung, die Lösung der Liebe von der Ehe; sie nahmen sich das Recht, auch ohne Mann eine respektierte Existenz zu führen. Seit den 1890er bis in die 1920er Jahre ereignete sich eine regelrechte «sexuelle Revolution». Um die Jahrhundertwende wurden zwei Drittel

aller Scheidungen von Frauen beantragt, und während die organisierten Vorkämpferinnen des Rechts auf Scheidung meist Frauen der Mittelschicht waren, waren es vor allem die Frauen aus ärmeren und Arbeiterschichten, die sich scheiden ließen.³¹ Die Frage drängt sich auf, ob nicht die Frauen in ihrem realen Leben weit stärker außerhalb des normativen Mythos standen, als es die Überlieferung erkennen läßt.

Als in den Jahren um den Ersten Weltkrieg der Gebärstreik der Frauen (sein bewußter und streikähnlicher Charakter war den Zeitgenossen unzweifelhaft) sich den Vorwurf der Herrschenden zuzog, sie, die Frauen, hätten lediglich egoistisches Interesse, nicht aber das Wohl «der Rasse» im Sinn, kam in dieser neuen Massenbewegung, spontan im Osten, Westen und Mittelwesten der USA, die Parole der «Geburtenkontrolle» auf — es waren genau die Jahre, in denen aus der Fabrikarbeiterklasse die Forderung nach «Arbeiterkontrolle» und Arbeiterselbstverwaltung erstmals auftauchte. Frauen, die in der Fortpflanzung eine der hervorragendsten Arbeiten der menschlichen Gesellschaft erkannt hatten, forderten unter dieser Parole nun offen Selbstbestimmung ihrer Arbeitsbedingungen und Verringerung ihrer Arbeit.³² Während ein Teil der Frauen vorwiegend aus der Oberschicht die Mutterschaft in Frage stellte, um mittels einer beruflichen Karriere der Gesellschaft und dem Staat «dienen» zu können und diese ihre staatliche Nützlichkeit mit der «mütterlichen Eignung» aller Frauen für vergesellschaftete Formen von Hausarbeit begründeten, hatte der Gebärstreik der Mehrzahl von Frauen einen anderen Sinn und ein anderes Angriffsziel, die in eine weit radikalere Richtung wiesen.

Der viktorianische Mythos war angesichts des Frauenwiderstands nicht mehr stark genug, eine Tatsache zu verschleiern, die zu verdrängen seine Funktion gewesen war: Die unbezahlte Tätigkeit der Frauen, so wurden damals Stimmen laut, ist Arbeit, und diese Arbeit ist nicht weniger «produktiv» als die Lohnarbeit. «Geburtenkontrolle» bezeichnete damals in der Tat eine Bewegung, in der Frauen ihre Familienfürsorge als Arbeit proklamierten und sich selbst als Arbeiterinnen identifizierten, wengleich sie ohne Lohn arbeiteten.³³ Frauen stellten fest, daß ihre Arbeit es sei, die die Männer unterhalte und deren Lohn überhaupt erst in Lebensmittel verwandle. Wenn sie ökonomische Unabhängigkeit forderten, so nicht, um auf eine gleiche Ebene mit Männerarbeit gehoben zu werden, sondern weil sie ohnehin eine Arbeit verrichteten, die derjenigen der Männer gleich sei.³⁴ Für diese Frauen wie für die Masse derer in der Geburtenkontrollbewegung war *birth control* damals ein Streik im Sinn von Arbeitsniederlegung als Druckmittel. Dies nicht, um lediglich eine andere Art von Arbeit, sondern eine andere Art von Macht durchzusetzen. Die Verweigerung der Mutterschaft wurde zur «Waffe» in einem «Kampf nicht nur gegen den einzelnen

²⁹ Zit. bei L. Gordon, S. 105; vgl. S. 24, 51 ff.

³⁰ Ebd., S. 103 f. und Kap. V.

³¹ Smith, S. 120–122; William O'Neill, *Divorce as a Moral Issue: A Hundred Years of Controversy*, in: Carol V. R. George, Hg., «Remember the Ladies»: New Perspectives on Women in American History, Syracuse, N. Y., 1975, S. 127–144; June Sochen, *Movers and Shakers: American Women Thinkers and Activists, 1900–1970*, New York 1979, S. 116; Daniel Scott Smith, *The Dating of the American Sexual Revolution*, in: M. Gordon, Hg., S. 321–336; Carl N. Degler, *What Ought to Be and What Was: Women's Sexuality in the 19th Century*, in: *American Historical Review* 79 (1974), S. 1467–1490; James McGovern, *The American Woman's Pre-World War I Freedom in Manners*, in: *Journal of American History* 60 (1968), S. 315–338; L. Gordon, S. 189–194.

³² L. Gordon, S. 140, 154, 210 f., 323; David Montgomery, *The 'New Unionism' and the Transformation of Workers' Consciousness in America, 1909–1922*, in: *Journal of Social History* 7, Nr. 4 (1974), S. 516, 522.

³³ L. Gordon, S. 211, 324.

³⁴ Kraditor, S. 97, 104.

Mann, sondern gegen den Staat.³⁵ Neben die Forderung nach besseren Arbeitsbedingungen, Kinderversorgung und Wohnungen, trat nun eine andere, die (in der Geschichte wie in der Frauengeschichtsschreibung weitgehend verdrängt) den ambivalenten Kult von Frauen- und Mutterschaft an seinen Wurzeln in Frage stellte: Die Forderung nach *Bezahlung der Hausarbeit* als *reale Anerkennung ihres Werts*, als *Bedingung der Unabhängigkeit* der Frauen von Männern und als Möglichkeit, ihre Arbeit nach ihren Wünschen zu organisieren. Diese Forderung erhoben vor allem Frauen aus Mittel- und Unterschichten. Schließlich kannten sie außerhäusliche Erwerbstätigkeit nur zu gut und sahen darin weder eine Alternative zur Hausarbeit noch Befreiung von ihr. Sie wußten, daß ihr geringer Zusatzverdienst weniger einbrachte, als sie mit vermehrter Hausarbeit einsparen konnten. Der Doppelbelastung von Fabrik und Heim zogen sie, wenn möglich, Hausarbeit vor.³⁶

Zwei Arbeitskräfte — ein Lohn

Der Vorschlag eines Lohns für Hausarbeit war seit der Jahrhundertwende weit verbreitet. Vorläufer hatte er im 19. Jahrhundert zum Beispiel in den fourierschen utopischen Gemeinden.³⁷ Namentlich überlieferte Verfechterinnen forderten, so die in den USA weitbekannte Schwedin Ellen Key, dieses Geld, um den Frauen Unabhängigkeit vom Ehemann und seinem Einkommen und damit sexuelle Autonomie zu ermöglichen, ohne den Wunsch nach Kinder opfern zu müssen; ihr Konzept stand im Zusammenhang mit der zum Teil anarchistischen «Freie-Liebe-Bewegung». Häufig wurde die Frage diskutiert, ob nicht die Ehemänner gesetzlich verpflichtet werden sollten, einen Teil ihres Einkommens an die Frau abzugeben. Aber es war klar, daß damit gerade in den Unterschichten nur ein spärliches Gehalt halbiert, die geleistete Arbeit weiterhin unterbezahlt und die gegenseitige Abhängigkeit der Eheleute verstärkt würden. Crystal Eastman, eine der aktivsten unter den Feministinnen des frühen 20. Jahrhunderts, die die Bedürfnisse der ärmeren Klassen einer feministischen Politik zugrunde zu legen suchte, sah die Frau «keineswegs zufrieden mit Liebe, Ehe und einer rein häuslichen Karriere. Sie will eigenes Geld, eigene Arbeit, Mittel zur Selbstverwirklichung, vielleicht gar zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes. Aber sie will auch Mann, Kinder, ein Zuhause. Wie diese zwei Bedürfnisse zu vereinbaren sind — das ist die Frage.» Ihre Antwort war die Forderung, daß die Regierung durch Bundesgesetz Geld für Mütter ohne eigenes Einkommen stellen sollte, damit Frauen Mutterschaft tatsächlich frei entscheiden können.³⁸

In der Sozialistischen Tageszeitung «*Chicago Evening World*» erschien im Juni 1912 folgendes Dokument, das die neue Qualität des Frauenkampfes umreißt³⁹:

«Frauen, die Hausfrauen sind, erhalten keine Löhne unmittelbar von einem kapitalistischen Unternehmer, und folglich sehen sie nicht immer ihre Verbindung mit dem ökonomischen System. Sie ist nichtsdestoweniger sehr eng. Wenn der Unternehmer die Arbeitskraft eines Arbeiters kauft, kauft er auch die Arbeitskraft seiner Frau. Je härter die Arbeit ist, die der Mann tun muß, desto mehr wird seiner Frau abverlangt.

Seine Zeit muß gespart, seine Energie erhalten werden. Sie gehören dem Unternehmer. Ihre Zeit und ihre Energie müssen verausgabt werden, um die seinige einzusparen. Dies geschieht über all die vielen Jahre hinweg. Nach und nach wird die Lebenskraft des Mannes verausgabt, um Profit zu schaffen, während

das Leben der Frau verausgabt wird, ihn für diese Aufgabe zu erhalten. — Außerdem muß sie eine neue Generation von Arbeitern in die Welt setzen, sie umsorgen, ernähren und wieder in die Fabrik schicken, damit sie dort den Platz des Vaters einnehmen. Die Arbeiterfrau hat keinen Lohn, und doch kommandiert der Boß über ihre Arbeit. In der Familie des Durchschnittsarbeiters ist es die Frau, die auf den Markt geht. Sie ist es, die das kärgliche Einkommen kontrolliert und versucht, es ausreichend zu machen für die Lebensnotwendigkeiten der Familie. Das gibt dem Unternehmer noch eine zweite Kontrolle über sie. Jedesmal wenn der Butterpreis um einen Cent steigt und das Mehl teurer wird, nimmt das Einkommen der Frau ab. Sie weiß, daß ihre Kinder geopfert werden in dem Kampf um Brot. [...] Ganz allmählich wird die Hoffnung aus dem Herzen jeder Arbeiterfrau verdrängt, von einem sozialen System, von dem sie nicht einmal anerkannt, geschweige denn bezahlt wird. Die Lohnarbeiterinnen waren die ersten des weiblichen Geschlechts, die ihre wirtschaftlichen und politischen Bedürfnisse erkannten, da ihre Verbindung zur kapitalistischen Struktur der Gesellschaft unmittelbar und offensichtlich war. Hausfrauen wachen langsamer auf, aber sie sind dabei aufzuwachen. Sie fangen an zu sehen, daß der kapitalistische Boß der Grube und Fabrik tatsächlich die Arbeitskraft der Frau im Haus kommandiert und sie ihrer Lebenskraft beraubt, Tag für Tag, ohne Bezahlung oder Anerkennung.»

Es ist eine Folge von Frauenkämpfen an sichtbaren und unsichtbaren Arbeitsplätzen, daß in den USA, ähnlich wie damals in England, zum ersten Mal die staatliche Wohlfahrtspolitik Gelder nicht nur für die Reparatur verschlissener Arbeitskraft, sondern für ihre Herstellung aufwenden mußte: ab 1909, dem Jahr des berühmten «Aufstands der 20 000 Frauen»⁴⁰ in der New Yorker Bekleidungsindustrie, wurden erstmals und in immer mehr Staaten *mothers' pensions*, Geld für alleinstehende Mütter, erobert. Aber die Forderung nach Bezahlung der Hausarbeit konnte sich in der offiziell organisierten Bewegung nicht durchsetzen, und zwar im gleichen Maß wie diese eine keineswegs konservative, sondern im Dienst des Staats durchaus «progressive» Wende vollzog, d. h. sich immer ausschließlicher an den Karrierebedürfnissen weniger Frauen und nicht mehr an denen der Haus- und Fabrikarbeiterinnen orientierte und sich damit an den Männern der Parlamente und der Geschäftswelt ausrichtete. Sie griff den Mutterchaftsmythos nicht an, um ihn als frauenspezifische Arbeitsideologie zu enthüllen, sondern sie verschleierte ihn, indem sie ihn in den Dienst staatlicher Vergesellschaftung von Hausarbeit stellte und dabei deren «private» Dimension intakt ließ. [...]

Die verbliebene Brisanz der Frauenwahlrechtsbewegung basierte zwar auf einer Massenbewegung sich verweigernder Frauen, konnte diesen doch ihre traditionelle Aufgabe nicht mehr problemlos zugemutet werden, mußten ihnen Reformen angeboten werden; jedoch «gab es nur mehr wenig in der offiziellen *suffrage*-Bewegung, was sich besonders an Frauen richtete»⁴¹. Zwei Entwicklungsstränge sollten in der folgenden Generation das Potential jener Massenbewegung erneut eindämmen: (1) die entstehende staatliche Arbeitsmarkt- und Geburtenplanung, die die private weibliche Hausarbeit

³⁵ L. Gordon, S. 146, 324.

³⁶ Ebd., S. 323 f., 339 f.

³⁷ Smuts, S. 133; O'Neill, 1969, S. 41; Cott, S. 247.

³⁸ O'Neill, 1969, S. 38, 47, 296, 312; ders., 1967, S. 104 ff.; L. Gordon, S. 146; Sochen, S. 50 f.

³⁹ In: Linda Gordon, *Are the Interests of Men and Women Identical?* in: *Signs* 1, Nr. 4 (1976) S. 1015; vgl. *The Lowest Paid Workers* (1908), in: Rosalynn Baxandall, Linda Gordon, Susan Reverby, Hgg., *America's Working Women, A Documentary History, 1600 to the Present*, New York 1976, S. 210 f.

⁴⁰ Gisela Bock, *Die andere Arbeiterbewegung in den USA: die Industrial Workers of the World, 1905–1922*, München 1976, S. 45 f.; Roy Lubove, *The Struggle for Social Security, 1900–1935*, Cambridge 1968.

⁴¹ Parker, S. 2.

zu regulieren suchte, (2) eine neue Lohnpolitik, die die Kosten für eine *sparsame* Hauswirtschafterin in die Männerlöhne einkalkulierte und damit die Frauen noch fester und planvoller an das Einkommen der Männer band. Beiden Tendenzen gelang es, die sexuelle Revolution der 1890er bis 1920er Jahre in ihren Dienst zu nehmen. Systematischer als zuvor und nicht zuletzt mit Hilfe neuer Technologien wurde jetzt in allen Sektoren der Gesellschaft, vor allem auch bei den Neueinwanderern, ein Typus von *«Kernfamilien»* durchgesetzt, die *«Fabriken zur Produktion menschlicher Persönlichkeiten»*⁴² werden sollten — nicht weniger Fließband als das, das *«männliche»* Lohnarbeit seit dem Ersten Weltkrieg bestimmt.

Lohn gegen Hausarbeit

Die *«Hausfrauenrevolte»* der 60er Jahre griff an diesem Punkt an. In den zwei Jahrzehnten wachsender Frauenerwerbstätigkeit seit dem Zweiten Weltkrieg hatte man wiederum erfahren, daß der zusätzliche Job außer Haus nicht befreite, sondern vielmehr einer Reservarmee von Frauen, die eigenes Geld und einen Ausweg aus ihrer Isolation suchten, doppelte Belastung brachte. [...]

Die Kampfform, in der die neuere weiße Frauenbewegung die alte Gebärdstreichthematik wieder aufgriff, war die Kampagne um Freigabe der Abtreibung. Parallel dazu und fast ohne Verbindung mit ihr verlief der Kampf schwarzer Frauen und der Frauen der Dritten Welt gegen zwangsweise Sterilisation. Erst die Einheit beider Frauenkämpfe macht die heutige feministische Stoßrichtung deutlich: Es ging nicht darum, für die männliche Welt der Arbeit *«befreit»* zu werden, gar um den Preis des Verzichts auf Kinder, sondern um freie Wahl aller Frauen, ohne dabei neue Abhängigkeit zu riskieren; es ging nicht darum, keine Kinder zu haben, sondern auch darum, sie auf selbstbestimmte Weise haben zu können. *Die Verweigerung von Hausarbeit und Reservefunktion ist der Kampf, materielle und sexuelle Autonomie das Ziel.*⁴³

Ein solches Ziel zeichnet sich seit den 1970er Jahren deutlicher ab. Ausgehend von den USA fordern unterschiedlichste Frauen, schwarze und weiße, verheiratete und ledige, lesbische und heterosexuelle, erneut die Bezahlung ihrer vielfältigen Hausarbeit. Öffentlich wurde diese Forderung in der Bewegung schwarzer Frauen gestellt und von Teilen der weißen Frauenbewegung übernommen. *«Wir glauben nicht, daß Arbeit uns frei macht. Wir haben sie so verdammt lange schon getan ...»*⁴⁴, war der Tenor der Kämpfe schwarzer Frauen, die, seit 1966 in der *«National Welfare Rights Organization»* zusammengeschlossen, ihr *«Recht auf Wohlfahrt»* als Bezahlung ihrer Arbeit forderten.

⁴² Talcott Parsons, in: ders. und Robert F. Bales, *Family, Socialization and Interaction Process*, New York 1955, S. 16; vgl. L. Gordon, Teil III; Bock, Duden, S. 173 ff.; Susan J. Kleinberg, *Technology and Women's Work: The Lives of Working Class Women in Pittsburgh, 1870—1900*, in: *Labor History* 17/1 (1976) S. 58—72; Ruth Schwarz Cowan, *The Industrial Revolution, in the Home: Household Technology and Social Change in the 20th Century*, in: *Technology and Culture* 17 (1976) S. 1—23.

⁴³ Mariarosa Dalla Costa, Selma James, *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*, Berlin 1975 (Litverz. S. 92—93); Pieke Biermann, *Das Herz der Familie, und Silvia Federici, Lohn gegen Hausarbeit* (Nr. 1 und 2 der *«Materialien zu einer internationalen feministischen Strategie»*), Berlin 1977; weitere Texte in: *Courage* 3 (März 1978 (in Vorb.); *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte: Beiträge zur 2. Sommeruniversität für Frauen* (Berlin 1977), Berlin 1978.

⁴⁴ Lerner, S. 607 f.; vgl. Milwaukee County Welfare Rights Organisation, *Hg. Welfare Mothers Speak Out*, New York 1972, S. 77 und passim.

Schwarze Frauen, weiße Frauen

Ich komme von Barbados, einer der Westindischen Inseln, und lebe in New York. Meine Kindheit habe ich auf Barbados verbracht, dann kam ich mit Mutter, Bruder und Schwester nach New York. Als Grund für den Umzug führten meine Eltern die Ausbildung ihrer Kinder an. Ich entdeckte bald, daß es eigentlich um Geld ging, aber das ist ja ein Thema, über das man nicht spricht. Ich gehöre zu den *«Schwarzen Frauen für Lohn für Hausarbeit»* und bin in einer Frauen-Hochschulorganisation, in der 60 Organisationen, hauptsächlich an der Ostküste der USA, sind. Außerdem habe ich in New York Stadtteilarbeit gemacht, und zwar in Vierteln der Schwarzen und Lateinamerikaner.

Über die Black-Power-Bewegung und die Black-Panther-Party ist in den 60er Jahren viel gesprochen und geschrieben worden. Was aber bis jetzt aus der gesamten Analyse herausfiel, waren die schwarzen Frauen. Es muß einmal gesagt werden, daß viele von uns damals in den Organisationen viel Hausarbeit verrichteten, viele der Reden schrieben, und daß viele der schwarzen Führer auch sexuelle Arbeit von uns erwarteten. In einigen der militanteren Organisationen, wie z. B. den Black Panthers, sollten die Frauen neue Mitglieder werben, und zwar auch mit Sex. Wir hatten das bald satt, und Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre sind viele von uns aus diesen Organisationen ausgetreten. Einige davon sind dann auseinandergebrochen, weil nach dem Auszug der Frauen die Arbeit einfach liegen blieb.

In einem Staat wie den USA ist es allein schon viel Arbeit, eine schwarze Frau zu sein. Seit der Zeit der Sklaverei waren Frauen in den USA, ganz abgesehen von der eigenen Hausarbeit, als Dienstmädchen und Kindermädchen beschäftigt; die schwarze Frau, die sich um anderer Leute Babies kümmert, ist ja zu einer Symbolfigur geworden. Sehr oft mußten dann die schwarzen Frauen, nachdem sie den ganzen Tag für weiße Frauen saubergemacht hatten, zuhause noch mit der Lebenssituation im Ghetto fertigwerden. Und das bedeutet ziemlich viel Arbeit: Arbeit, praktisch ohne Geld selber zu überleben und die Kinder durchzubringen; Arbeit mit Häusern und Wohnungen, die zusammenfallen; Arbeit, gegen die Küchenschaben und gegen die Mäuse und alles andere anzukämpfen, was in einem Ghetto herumläuft. Dagegen haben sich schwarze Frauen Anfang der 60er Jahre zusammengesetzt, und zwar in der Frage der Sozialhilfe (welfare).*

Schwarze Frauen sagten in ihrem Kampf: *«Ihr schuldet uns was. Ihr erzählt uns immer, wir sollten arbeiten. Aber das haben wir die letzten drei-*

* Sozialhilfe ist in den USA Geld, das direkt vom Staat, von der Regierung kommt, nicht nur an Mütter gezahlt wird, sondern auch an kinderlose Frauen, nicht nur an verheiratete, sondern auch an alleinstehende Frauen. Natürlich ist es nicht genug — es ist nie genug. Es wird aber nicht ohne weiteres gezahlt, man muß es extra beantragen. — Sozialhilfe wurde im Laufe der Zeit mehr und mehr mit schwarzen Frauen assoziiert. Zwar sind 51 % der Sozialhilfeempfängerinnen weiße Frauen; der Prozentsatz der schwarzen Frauen, die von Sozialhilfe leben, ist aber im Vergleich zum Anteil der Schwarzen in der amerikanischen Bevölkerung sehr hoch. Das hat damit zu tun, daß man Sozialhilfe nur dann bekommt, wenn das Einkommen eine bestimmte Grenze nicht überschreitet. Und in den USA sind Schwarze nun einmal arm.

hundert Jahre lang getan — sehr hart. Wenn Arbeit Geld hieße (wenn du hart arbeitest, wirst du reich), wenn das stimmen würde, wären die Schwarzen in den USA alle Millionäre. Wir haben die Ghetto-Arbeit satt. Wir wollen unser Geld!» Zur US-Regierung sagten wir: «Sozialhilfe ist kein Almosen. Dafür haben wir gearbeitet.» Und überall organisierten sich schwarze Frauen und besetzten die Sozialämter; wir nahmen auch unsere Kinder mit und ließen sie dort.

Je greifbarer die Möglichkeit wurde, an dieses Geld zu kommen, desto besser organisierten wir uns, desto mehr eroberten wir, desto größer wurde das Sozialhaushaltbudget im Regierungshaushalt — und desto weniger Hausarbeit machten wir! Wir disziplinierten unsere Kinder nicht mehr richtig. Schulbehörden klagten über die Schwierigkeiten mit den frechen schwarzen Kindern. Weil wir sagten «Ihr schuldet uns was, gebt das sofort her!», konnten unsere Kinder sagen: «Das gehört uns längst, wir nehmen es uns einfach!» Zu unseren Männern sagten wir: «Paß auf! Wenn du mich prügeln willst, hau lieber ab, ich brauch dein Geld nicht mehr! Und wenn du hier bleiben willst, dann bring was nach Hause! Von mir wirst du nicht durchgebracht.» Die Männer mußten einfach einsehen, daß sie auch etwas nach Hause bringen mußten, selbst wenn sie dafür eine Uhr oder sonst was klauen mußten. Sonst mußten sie einfach gehen. Wir verweigerten also hauptsächlich zwei Dinge: unsere Kinder zu disziplinieren, wie der Staat es will, und unter der Fuchtel der Männer zu stehen. Als wir uns weigerten, für das Kapital Arbeiter zu produzieren und zu disziplinieren, bekam es immer mehr Probleme mit schwarzen Jugendlichen und Männern, die auch keine Lust hatten zu arbeiten.

Jetzt wurde es für das Kapital klar, daß das Geld uns nicht im Haus institutionalisierte, uns nicht auf die Hausfrauenrolle fixierte, sondern im Gegenteil: je mehr wir kriegten, desto mehr gingen wir auf die Straße, desto undisziplinierter wurden unsere Kinder, desto größere Forderungen stellte die gesamte schwarze *community*! Um 1965 war es klar, daß die schwarze *community* nicht mehr parierte: wir forderten nicht nur *mehr*, wir forderten *alles*!

Deshalb bot der Staat alle Kräfte auf, um mit diesem Problem fertig zu werden. Der sogenannte *Moynihan-Bericht* wurde erstellt; er erschien genau 1965. Seine Hauptthese: Wenn man die schwarze *community* wieder unter Kontrolle kriegen will, wenn man ordentliche Arbeitskräfte haben will, muß man die schwarzen Frauen wieder unter Kontrolle bringen. Man soll aufpassen, wenn man denen Geld in die Hände gibt. Man soll zusehen, daß man die schwarzen Männer wieder in die Familien zurückbringt. In der Tat geriet der Staat in eine regelrechte Panik über den «Zerfall» der schwarzen Familie: wenn das auf die Weißen übergreift, bricht das ganze Land auseinander!

Man kann diese Entwicklung an der Statistik ablesen. Immer mehr schwarze Frauen hatten uneheliche Kinder, von verschiedenen Vätern, und immer mehr lebten von Sozialhilfe und schickten die Männer weg. Hinter dieser trockenen Statistik stand eine zunehmende Organisierung im schwarzen Ghetto, bei der Frauen die Initiative ergriffen und die auch die Männer einschloß. Bei den «Aufständen» und «Rebellionen» (wie der Staat es nannte) waren sie es, die mit der Polizei zusammenstießen. Die Männer richteten sich nach den Frauen, denn die Frauen hatten mehr Macht, wir hatten das Geld und forderten mehr.

Die Panik, die hinter dem *Moynihan-Bericht* stand, wurde auch von einigen

schwarzen Männern geschürt, vor allem von denen, die sich als Führer der schwarzen Bewegung etabliert hatten. Sie wurden reichlich nervös. Denn Moynihan deckte auf, wer die wahren Führer waren: die schwarzen Frauen und nicht etwa die schwarzen Männer, die man aus dem Fernsehen kennt. Das hörten die natürlich gar nicht gern. Sie fielen regelrecht über Moynihan her. Ich will damit jetzt nicht sagen, Moynihan stehe auf unserer Seite — im Gegenteil, er ist entschieden unser Gegner. Aber sie sind aus falschen Gründen über ihn hergefallen: Sie wollten einfach die Macht nicht hergeben, die sie aus ihren Führerpositionen hatten und aus denen sie ihr internationales Prestige bezogen. Und tatsächlich machten sie solange weiter damit, bis wir Frauen uns unsere Autonomie nahmen und aus den Organisationen gingen. Ihre Organisation brach zusammen.

Also kurz: wir wollten zweierlei. Erstens, mehr Geld, weil es zu wenig war. Zweitens, mehr Frauen, die es in Anspruch nehmen können. Und genau das ist zwischen 1960 und 1970 passiert: der Sozialhilfe-Etat der USA wurde um etwa 200% erhöht. Das ist verdammt viel. Das war einer der Gründe für Moynihans Panik. Er hatte ja 1965 nicht offen gesagt, daß die Frauen diese Kämpfe selber führten. Er hatte versucht, uns als Opfer darzustellen: «Die armen schwarzen Frauen, die unter dem Sozialhilfesystem leiden, deren Familien zerrüttet sind, wir müssen ihnen helfen. Schickt die Männer zur Arbeit und in die Familie, bringt die Kinder zur Ráson, dann brauchen die Frauen auch keine Sozialhilfe mehr.» 1973 sah es schon ganz anders aus: unsere Kämpfe waren sichtbar geworden, wir konnten nicht mehr als Opfer gesehen werden.

Der Aufruhr der schwarzen Bevölkerung überall in den USA ist bekannt: Straßenschlachten, Kämpfe mit der Polizei usw. Aber es waren nicht nur bewaffnete Auseinandersetzungen. Eine zentrale Rolle spielten die Aneignungen in diesen Aufständen. Die waren wichtig. Das war so organisiert, daß ein paar Leute, meistens ein Haufen Männer und Jugendliche irgendwo Unruhe stifteten und die Polizei ablenkten. Die Mehrheit des Ghettos ging in die Geschäfte und schleppte Sofas, Kühlschränke, Fernseher, Farbfernseher raus, mit anderen Worten: alles, was man für Geld kaufen muß.

Auch in andern Ländern erhob sich der Schrei nach Schwarzer Macht: z. B. auf den Westindischen Inseln, dort fingen Schwarze an, alles mögliche zu fordern. Krise und Notstand wurden ausgerufen, und wieder hatte der Aufstand ähnliche Formen. Auch in Afrika wurden Kämpfe und Forderungen der Schwarzen aus den USA aufgenommen. Gleichzeitig erstarkte in den USA der Kampf gegen den Vietnamkrieg — viele von uns, auch die Männer der schwarzen Bewegung, nahmen daran teil. Auch die Vorgänge in Europa (der Pariser Mai, die Ereignisse in Italien) zeigten, daß die Konfrontation mit dem Staat ein beträchtliches Niveau erreicht hatte. Diese Kämpfe hatten alle miteinander und vor allem mit dem Kampf der Schwarzen zu tun. Alle miteinander: denn die Erfolge der einen gaben den Kämpfern der andern Mut und Macht. Der Kampf der Schwarzen hatte gezeigt, wie entscheidend es ist, wenn die ökonomisch schwächsten Schichten in der Gesellschaft zu kämpfen beginnen; mit andern Worten: wenn die Kämpfe auf der untersten Ebene der gesellschaftlichen Hierarchie beginnen, wenn sie von unten kommen und sich von hier aus mit dem Staat konfrontieren, erschüttern sie ihn am stärksten, und alle andern Kämpfe werden dadurch gestärkt. Dies gilt ebenfalls für die Frauenbewegung, die von den vielen Kämpfen der Schwarzen lernte.

Es ist dem Staat schon oft gelungen, unseren Frauenkampf unsichtbar zu

machen. In Europa und den USA ist zum Beispiel seit Ende des letzten Jahrhunderts die Geburtenrate drastisch zurückgegangen. Offensichtlich organisierten die Frauen irgendeine Art von Geburtenkontrolle, offensichtlich war das ein Kampf gegen den Staat, den sie durch Verringerung ihrer Kinderzahl und damit auch ihrer Arbeit führten. Es zeigte sich, daß die Frauen über gewisse Dinge Bescheid wußten — sie wußten, was sie unternehmen mußten, um eine Abtreibung zu erreichen, und sie gingen das Problem organisiert an. Der Staat hat diesen Kampf nie zugegeben, aber er hat sehr wohl seine Politik an unseren Kämpfen ausgerichtet.

Aber bei den Kämpfen um Sozialhilfe konnte er das nicht. Er konnte nicht leugnen, daß da Frauen auf die Straße gingen, daß sie Geld für ihre Hausarbeit forderten, und zwar direkt von der Regierung, er konnte nicht leugnen, daß es Frauen waren, und das war auch der Grund der panischen Reaktion. Dies gilt für die gesamte feministische Bewegung, die sich wie ein Lauffeuer ausbreitete und internationale Dimensionen annahm.

Deshalb ging der Staat auch sofort zum Gegenangriff über. Denn die staatliche Bevölkerungsplanung war ziemlich durcheinandergekommen: die europäischen Frauen und die weißen in den USA sollten viele Kinder bekommen, aber sie weigerten sich; die schwarzen Frauen und die in der Dritten Welt, die nicht so viele Kinder haben sollten, da sie ja soviel Ärger machten, lehnten diese Disziplinierung ab und bekamen die vielen unehelichen Kinder. Obendrein verlangten sie auch noch Geld vom Staat dafür! Das gleiche gilt für die Immigration, den zweiten Teil der Bevölkerungsplanung: Einwanderer werden dafür gebraucht, die Arbeitsplätze zu füllen, die einheimische Arbeiter verweigern, weil sie so schlecht bezahlt sind. Die Frage der Sozialhilfe hatte viel zu tun mit diesen Wanderungsbewegungen, denn viele dieser Frauen waren vom Süden in den Norden gewandert und hatten dort sofort Sozialhilfe beantragt. In den USA ist das Problem der Einwanderer besonders wichtig; sie haben nicht Teil an den Reichtümern der Gesellschaft, aber das ist auch ihre besondere Stärke, denn sie geben sich mit der Armut nicht einfach zufrieden, sondern verhalten sich ganz anders, als man es von ihnen erwartet. Aus diesen Gründen mußten international neue Pläne für die Bevölkerungspolitik gemacht werden. Jetzt gibt es den sogenannten *Advanced Fertility Plan* (Plan zur Geburtenkontrolle), der vom amerikanischen Außenministerium entworfen wurde. Vorgesehen ist, daß bis zu einem gewissen Zeitpunkt (ungefähr 1980) ein Viertel der Frauen in der Dritten Welt sterilisiert wird.

Der Leiter dieses Plans hat sich kürzlich ganz drastisch zu den Methoden geäußert, mit denen der Plan realisiert werden soll — nämlich hauptsächlich durch «freiwillige» Sterilisation: Wer für irgendetwas Geld braucht, läßt sich «freiwillig» sterilisieren. In den amerikanischen Universitäten werden Ärzte aus allen möglichen Ländern für diese Operation ausgebildet, und jeder Arzt bekommt die notwendige Ausstattung für diese Operation von der amerikanischen Regierung geschenkt. Jede kostet ein paar Tausend Dollar. Auf Puerto Rico z. B. sind schon 30 % der gebärfähigen Frauen sterilisiert. Zahlen über die Operationen schwarzer Frauen in den USA sind nur schwer zu bekommen — hier läuft die Sterilisation wohl weniger systematisch. Oft wird den Frauen erzählt, daß die Operation rückgängig gemacht werden kann, aber dann stellt sich heraus, daß das doch nicht geht. Viele Frauen werden «versehentlich» sterilisiert, wenn sie wegen etwas anderem behandelt werden. Vielen Frauen wird nach einer Abtreibung, wenn sie noch unter dem Einfluß der Narkotika stehen, ein Papier zur Unterschrift vorgelegt — und später

stellt sich heraus, daß sie das Einverständnis zu ihrer Sterilisation gegeben haben. In verschiedenen Bundesstaaten wird vorgeschlagen, daß Frauen, die von Sozialhilfe leben, nur zwei Kinder haben dürfen, dann werden sie sterilisiert. Umgekehrt müssen die Frauen in Ländern wie Italien für die Möglichkeit der Abtreibung kämpfen. Es wird also international festgelegt, wer Kinder haben darf und wer nicht, wo die billige Arbeitskraft herkommen soll. Diese Pläne der US-Regierung werden von der Rockefeller-Stiftung und ähnlichen Organisationen finanziert.

Zu dieser Zeit war die Frauenbewegung international eine sichtbare Kraft geworden. Sie, die damals hauptsächlich von Weißen getragen wurde, warf aber große Probleme für Frauen der Dritten Welt auf. Zum einen konnten wir nicht verstehen, warum sie auf uns herabsahen, weil wir Geld forderten. Der gesamte Kampf um Sozialhilfe spielte sich nämlich ohne sie ab, wir bekamen von ihnen keine Unterstützung. Uns erschien es sinnlos, daß sie mehr Arbeit, aber nicht mehr Geld forderten. Ganz abgesehen davon, daß sie uns gar nicht nach unserer Meinung fragten. Zum anderen setzte die feministische Bewegung Kontrolle über unseren Körper mit Abtreibung gleich. Für uns war das problematisch, denn wir wurden ja schließlich sterilisiert! Darüber wurde in der feministischen Bewegung aber gar nicht gesprochen. So entstand bei uns schwarzen und lateinamerikanischen Frauen der Eindruck, daß der Staat die feministische Bewegung, die Forderung nach Abtreibung systematisch dazu benutzte, die Kontrolle über unsere Körper zu behalten und die Frauen aus der Dritten Welt zu sterilisieren. Für uns aber ging es um das Recht, Kinder zu haben, wann wir wollten. Diese Probleme zwischen uns und der feministischen Bewegung wurden nicht wirklich gelöst, bis die Kampagne «Lohn für Hausarbeit» anging.

In den USA sind zwei Gruppen von Frauen den Angriffen des Staates besonders ausgesetzt: die Frauen, die von Sozialhilfe leben, und die Prostituierten. Das ist sehr interessant, weil es genau die Frauen sind, die für etwas Geld bekommen, was von den übrigen Frauen gratis erwartet wird. Präsident Carter hat in seinem Wahlkampf in den meisten seiner TV-Spots davon gesprochen, daß er all diese faulen Weiber wieder an die Arbeit bringen will. Dieser Plan nahm in seinem Programm eine Schlüsselstellung ein. Patrick Moynihan ist jetzt Senator des Staates New York und Leiter des Finanzausschusses des amerikanischen Senats. Von ihm stammen drei Viertel des Parteiprogramms der jetzt regierenden Demokratischen Partei. Wesentlicher Bestandteil dieses Programms ist die Sozialhilfereform — und die wiederum läßt sich direkt auf den *Moynihan-Bericht* von 1965 zurückführen. 1973 aber, als Moynihan unter der Regierung Nixon ein weiteres Buch veröffentlichte, sprach er von den schwarzen Frauen nicht mehr als den Opfern, sondern nur noch von den Maßnahmen, die der Staat ergreifen müsse, um schnell mit diesem Problem fertig zu werden. Dies schien möglich, da die Sozialhilfebewegung isoliert war.

Aber inzwischen war eine internationale Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne entstanden, die den Kampf um Sozialhilfe in den USA sehr genau beobachtete und seine Verbindung zu der internationalen schwarzen Bewegung und zu der der anderen Frauen aufdeckte. Der Staat hatte es also nicht mehr mit dem «Sonderfall» der Sozialhilfefrauen zu tun, sondern mit einer internationalen Kampagne. Demgegenüber setzt der Staat darauf, daß die Frauen, wie z. B. auf dem Frauentreffen in Houston (Texas, 1977), ihre Forderung auf einen bloßen Verfassungszusatz beschränken — «Männer und Frauen sind gleich» — und hofft, dafür einige feministische Kräfte mobilisieren zu kön-

nen. So soll vertuscht werden, daß es eigentlich um Geld geht, daß der Angriff auf die Frauen, die von Sozialhilfe leben, ein Angriff auf uns alle ist. Viele von uns sagen schon: «Wir wollen das Geld nicht nur für einige wenige von uns, sondern für alle — für weiße und schwarze Frauen, für Prostituierte usw.» Und der Staat weiß sehr wohl, aus den Erfahrungen der 60er Jahre, daß uns dieses Geld nicht ans Haus binden wird — ganz im Gegenteil.

Einerseits greift der Staat die Frauen an, die das Geld bekommen, und andererseits argumentiert Senator Moynihan, daß dieses Wohlfahrtssystem die Ausbeutung der Frauen institutionalisiere. Mit andern Worten: wenn sie uns das Geld jetzt wieder streitig machen, dann soll das angeblich nur zu unserem eigenen Besten geschehen. Präsident Carter verkündete, daß die Stabilisierung der Familie ein Hauptziel seiner Regierung sei. Und in der Tat kann man an Zahlen ablesen, wieviel Profit sie mit uns machen. Es heißt, daß die Arbeit einer Frau 283,54 Dollar pro Woche wert ist. Einen Bruchteil davon bekommen die Frauen mit Sozialhilfe! Man hält uns offenbar für blöd, wenn man uns erzählt, man handle in unserem Interesse, und nimmt uns gleichzeitig ständig so viel Geld ab.

Wir müssen also unsere Kämpfe mit anderen Frauenkämpfen auf der ganzen Welt verbinden. Wir schwarzen Frauen in den USA haben absolut nichts gegen Sozialhilfe, ganz im Gegenteil — denn dadurch ist ein Teil derer, die sich Feministinnen nennen, auf unsere Kämpfe zum ersten Mal aufmerksam geworden. Alle möglichen feministischen Strategien sind entwickelt worden, und fast alle haben uns ausgelassen. Das verdroß uns, denn ein Grund für die Stärke der Frauenbewegung ist gerade der Kampf der schwarzen Frauen in den 60er Jahren. Jetzt haben Feministinnen begonnen, den Kampf der schwarzen Frauen ernst zu nehmen, daraus zu lernen, zu sehen, daß bei einem solchen Kampf wir *alle* etwas gewinnen können.

Möglich, daß uns das am ehesten mit einer Kampagne wie «Lohn für Hausarbeit» gelingt, schließlich ist das eine internationale Strategie. Ebenso wichtig aber ist dabei die Autonomie der lesbischen Frauen und der schwarzen Frauen. Es muß in der Frauenbewegung möglich sein, daß sich die machtlosesten Gruppen zusammenschließen und sich dann im allgemeinen Kampf der Frauen organisieren. Nie wieder werden wir zulassen, daß lesbische Frauen, schwarze Frauen, Prostituierte, weiße Frauen voneinander getrennt werden.

Wir wissen, daß der Staat versucht, den Ärger, den wir machen, entweder zu ignorieren oder ihn von anderen Frauen zu trennen. Aber wir werden nicht an den Grenzen unseres Landes halt machen. Das ist ein Grund, weshalb ich hier bin. Wir weigern uns provinziell zu sein, uns nur mit den Verhältnissen in unserem eigenen Land zu befassen. Oder in einer einzelnen Stadt. Schließlich haben wir vom Staat etwas gelernt: Seine Pläne gelten nicht einer Stadt, einem Land — sie sind international. Und genauso müssen wir uns bewegen. Wenn der Staat im internationalen Maßstab plant, können wir das auch.

Es ist also unmöglich, daß die feministische Bewegung in Europa schwarze Frauen, Frauen aus der Dritten Welt, nicht einbezieht. Das wäre eine sichere Niederlage. Mehr noch: wenn ihr das tut, dann lassen wir uns das nicht gefallen. Wenn ihr unsere Erfahrungen nicht einbezieht, werden wir sie euch aufzwingen — denn wir schwarzen Frauen sind entschlossen zu siegen, und das geht nur, wenn die Schwestern sich auch international zusammenschließen. Dies nicht aus moralischen Gründen; ihr braucht uns nicht zu bemit-

leiden, weil wir armen Neger so schrecklich ausgebeutet sind. In solch moralischer Haltung steckt gewöhnlich viel Rassismus. Es ist vielmehr eine Tatsache, daß ihr mich braucht, daß ihr die Frauen der Dritten Welt braucht, um aus eurer Situation herauszukommen. Ihr müßt euch entscheiden, ob ihr auf unserer oder der anderen Seite steht.

Noch vor drei oder vier Jahren dachten die meisten schwarzen Frauen in den USA, daß wir nur dann siegen könnten, wenn wir uns von den weißen Frauen lossagen, die schließlich mehr Macht haben als wir, die uns schon so oft enttäuscht haben, deren gesamte Geschichte von ihrer Macht über uns gekennzeichnet ist. Drei Punkte als Beispiel, wie es mit dem Verhältnis von schwarzen und weißen Frauen der vergangenen Jahre steht: Der erste Punkt — die Frage der *Abtreibung* und *Zwangsterilisation*. Hier war die Richtung der Kämpfe widersprüchlich. Zweiter Punkt — die Frage *Geld* und *Arbeit*. Als die weiße Frauenbewegung an die Öffentlichkeit trat, wollte sie Gleichheit mit den Männern, die Frauen wollten raus aus dem Haus, um auf dem Arbeitsmarkt mit den Männern zu konkurrieren. Wir wunderten uns darüber. Wir hatten das Arbeiten satt und wollten das Geld, und mit dem Geld wollten wir gewiß nicht zuhause bleiben. Das war damals die Ebene der Diskussion. Später erkannten wir, daß in Wirklichkeit die weißen Frauen ihre Unabhängigkeit wollten. Wir dachten, daß weiße Frauen Geld hätten, und dann machten wir uns klar, daß die meisten von ihnen selber keines haben, sondern ihre Männer, von denen sie deshalb abhängig sind. Ihr Verhältnis zu den Männern ist bestimmt davon, daß sie von deren Geld abhängen. Dritter Punkt — die Frage der *Gewalt*. Sie entzündete sich am Fall einer Frau, die vergewaltigt worden war und ihren Vergewaltiger erschossen hatte. Die weißen Feministinnen machten daraufhin eine Kampagne, alle Frauen sollten Karate lernen, gewissermaßen zu den Waffen greifen, um sich besser verteidigen zu können. Wir hielten entgegen, daß Gewalt für uns eine alltägliche Erfahrung ist, daß wir uns schon immer verteidigen mußten, und daß wir aus diesem Gewaltzusammenhang herauskommen wollen und ihn nicht etwa zur Strategie erheben. Diese Auseinandersetzung fand zur gleichen Zeit statt, als die Regierung Carter die Frauen mit Sozialhilfe zwingen wollte, Auskunft zu geben, mit wem sie schlafen, um den Vater des Kindes herauszubekommen und ihm Geld abzunehmen. Außerdem sollten diejenigen, die Familienunterstützung beziehen, plötzlich drei Tage in der Woche arbeiten gehen, um ihr Geld zu bekommen. Die Feministinnen, sie waren zum Teil auch in linken Männerorganisationen, wollten sich nicht mit diesen Geschichten befassen, verlangten aber, daß wir uns an ihren Demonstrationen beteiligen.

Viele schwarze Frauen wollten und wollen nicht einmal mit weißen Frauen sprechen: «Das ist nutzlos, diese Frauen sind rassistisch, sie waren immer gegen uns, die feministische Bewegung hat uns und unsere Kämpfe nicht einmal wahrgenommen.» Ich selbst wäre vor einigen Jahren auch nicht nach Deutschland gekommen — wozu auch? Heute aber ist das anders, und viele schwarze Frauengruppen ändern ihre Haltung. Wir haben die Erfahrung internationaler Kämpfe, in denen es um das Problem der unbezahlten Arbeit und die Forderung nach Geld geht — da ist der Verbindungspunkt zwischen den Frauen; an diesem Punkt muß angegriffen werden, wenn das Machtverhältnis zwischen den Hautfarben und zwischen den Geschlechtern gebrochen werden soll. Jetzt, wo ich zu euch weißen Frauen spreche, weiß ich, daß ich damit in gewissem Sinn schon eine Art von Lohn erobert habe, durch die Verbindung zu euch ...

Überlegungen zu einer feministischen Theorie der Hausarbeit

Dieser Aufsatz ist eine Zusammenfassung des ersten Teils einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in einer Vorphase widerwillig geförderten Studie über *«Hausarbeit als materielle und psychische Reproduktionsarbeit»*. Er versucht (1) zu zeigen, wie die Soziologie die gesellschaftliche Mißachtung der Hausarbeit nur verlängert, statt sie zu kritisieren, (2) möglichst umfassend die *objektiven* Probleme kapitalistischer Hausarbeit zu definieren. Diese leiten sich ab aus ihrer ökonomischen Bedeutung und den Anforderungen, die sich aus ihrem Charakter als Einheit materieller und psychischer Reproduktion ergeben.

Eine solche, zunächst *objektivistische* Analyse schien uns *Voraussetzung* für eine Untersuchung der uns primär interessierenden Verarbeitungsstrategien und Widerstandsformen von Frauen gegenüber Hausarbeit. Im Zusammenhang mit Gruppendiskussionen im Müttergenesungswerk haben wir versucht, erste Ansätze einer *Verbindung der beiden Ebenen* zu entwickeln.

Kontos / Walser

In den letzten Jahren läßt sich eine zunehmende gesellschaftliche Problematisierung der Hausfrauenarbeit beobachten. Nicht nur die schon sprichwörtliche Frustration der Hausfrauen, sondern vor allem Anfänge einer partiellen Weigerung, die ihnen gesellschaftlich zugeschriebenen Leistungen zu erbringen, die sich in Ansätzen von Hausfrauenstreiks, sowie in dem latenten Gebärstreik der Frauen in Industrieländern niederschlagen, deuten an, daß die Frauen nicht mehr ohne weiteres bereit sind, ihre primäre gesellschaftliche Funktion zu erfüllen.

Als Reaktion auf diesen latenten Widerstand der Frauen lassen sich die öffentlichen Überlegungen und Vorschläge verstehen, zu einer *«gerechteren»* Bewertung und gesellschaftlichen Anerkennung der von den Frauen geleisteten Hausarbeit zu kommen. So wurde im bürgerlichen Blätterwald wiederholt über den *«Werb»* einer Hausfrau und ein fiktives Hausfrauengehalt von 800 bis 2000 DM diskutiert, und die politischen Parteien ent-

wickeln gar konkretere Vorstellungen für eine partielle Entlohnung der Hausarbeit (Erziehungsgeld, Babyjahr, Hausfrauenrente), die um so kühner sind, je weiter die betreffende Partei von den Geldtöpfen entfernt ist. Sogar der etablierte Kommunismus hat das Problem erkannt und geht den Bürgern und Sozialdemokraten voran bei der Institutionalisierung der *«fortschrittlichen»* Frauenperspektive, die freudig und flexibel Hausarbeit und Berufsarbeit miteinander vereinbart, so daß die reproduktiven Leistungen der Frauen gesichert sind, ohne daß mann auf ihren *«Beitrag zum Produktionsprozeß»* verzichten muß.

Ihnen allen gemeinsam ist die Vorstellung, daß die gegenwärtige Krise der Hausarbeit durch die *«zunehmende»* Lohnarbeit der Frauen verursacht wird, die durch die alternativen Erfahrungen und die doppelte Belastung durch Beruf und Haushalt die traditionelle weibliche Identität der Hausfrau und Mutter erschüttert. *Die Hausarbeit selbst wird dabei nicht weiter problematisiert*, schließlich weiß jedermann, wovon er redet — jeder Bundestags- bzw. Volkskammerabgeordnete hat doch mal eine Kindernase geputzt oder ein Geschirrtuch in der Hand gehabt — und erst recht weiß jedermann, daß diese Arbeit ohnehin immer weniger Aufwand verlangt, schließlich hat er doch die vielen *«arbeitssparenden»* Maschinen bezahlt. Ein bißchen mehr Partnerschaft in der Ehe und ein Phasenmodell für die Lebensplanung der Frauen, das sind die fixen Vorschläge der Gesellschaftsplaner. Daß über die konkrete Arbeit der Frauen in Haus und Familie in diesen Diskussionen so forsch hinweggegangen wird, nimmt nicht weiter Wunder, denn die gesellschaftliche Mißachtung der Hausarbeit hat in unserer Gesellschaft trotz aller Muttertagsreden Geschichte und Methode.

Die Hausarbeit als die dem Mehrwert abgewandte Seite der kapitalistischen Ökonomie wurde mit der Durchsetzung dieser Produktionsverhältnisse sukzessive aus dem gesellschaftlichen Bewußtsein verdrängt, und entsprechend wurden die Frauen, denen diese Arbeit zugewiesen wurde, vom Zugang zur gesellschaftlichen Macht und politischen Organisation ausgeschlossen. Die Emanzipationsstrategien des fortschrittlichen Bürgertums und der Arbeiterbewegung, die die gesellschaftliche Macht von Frauen übereinstimmend an *«gleiche Chancen»* im Beruf binden, sind genauer besehen nur eine Verlängerung dieses Verdrängungsprozesses.

Auf diesem politischen Hintergrund einer *patriarchalen Allianz von Bourgeoisie und Arbeiterbewegung* muß auch die wissenschaftliche Diskussion der Hausfrauenarbeit gesehen werden. Ihre Strategien zur *«Beherrschung»* ihres Gegenstandes sind vielfältig.

Die Behandlung der Hausarbeit in der Volks- und Betriebswirtschaftslehre konzentriert sich auf den Nachweis, daß die Arbeit der Frauen in Haus und Familie ökonomisch *«unproduktiv»* sei, und deshalb eigentlich nicht zum Gegenstandsbereich der Wirtschaftswissenschaften gehöre. Als Bereich *«jenseits»* der Wirtschaft wird die Hausarbeit den Sozialwissenschaften zugeschoben, und unterwegs geht ihr der Charakter als *«Arbeit»* verloren. Zwar untersuchen Familiensoziologie, Sozialpsychologie oder Psychoanalyse bestimmte Teile der Hausarbeit, nämlich die psychischen Reproduktionsleistungen, aber nicht unter dem Gesichtspunkt der *Frauenarbeit*, sondern unter dem von expressiven Rollen, primärer Mütterlichkeit, oder weiblicher Identität. So wird die Analyse der primären Arbeit der Frau *am Ende in die Hauswirtschaftswissenschaften abgedrängt*, einem wenig beachteten und viel belächelten Winkel bürgerlicher Wissenschaft (Stichwort *«Puddingabitur»*), wo die Frauen unter sich sind und aus lauter Inferioritätsgefühlen gegen-

über den «exakten» Wissenschaften damit auch nicht mehr anzufangen wissen, als sich mit den hauswirtschaftlichen Großbetrieben (Anstalthaushalten) oder mit der Messung und Zählung von Einzelleistungen im privaten Haushalt (Zeitbudget-, Haushaltsbudgetforschung) zu beschäftigen.

Eine wissenschaftliche und politische Alternative zu diesen Positionen hat sich allein in den Lohn-für-Hausarbeit-Diskussionen der autonomen Frauenbewegung entwickelt, die aus der Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft und an den wissenschaftlichen und politischen Dogmen der Arbeiterbewegung zum ersten Mal die konkreten Probleme konkreter Frauen zum Ausgangspunkt ihrer Politik gemacht hat (Abtreibung, Sexualität, Verhütung, patriarchalische Herrschaft im Alltag) und von daher auch sehr schnell auf die zentrale gesellschaftliche und politische Bedeutung der Hausfrauenarbeit gestoßen ist. (Vgl. Mariarosa dalla Costa, Selma James: Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft, Berlin 1973). Unsere Arbeit versteht sich als ein Beitrag zu dieser Diskussion.

[Anm. d. Red.: Hier folgt unter der Überschrift «Die Verlängerung der gesellschaftlichen Mißachtung der Hausarbeit in der Soziologie» eine Auseinandersetzung mit den gängigen «wissenschaftlichen» Einschätzungen von Hausarbeit. Dieser Abschnitt (Teil I) mußte aus Platzgründen entfallen. Die nachfolgende Diskussion (S. 159 ff) bezieht sich auf die hier anschließend entwickelten Thesen (Teil II).]

THESE 1

Im Rahmen der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung kapitalistischer Gesellschaftssysteme hat die Hausarbeit die Produktion und Reproduktion der menschlichen Arbeitskraft zu leisten. Zwar wird diese Reproduktionsfunktion des familialen Haushalts durch eine Vielzahl außerfamiliärer Institutionen ergänzt, er ist aber nach wie vor die zentrale Institution für diese gesellschaftlich notwendige Arbeit.

THESE 2

Kapitalistische Hausarbeit ist wesentlich Hausfrauenarbeit. Sie steht damit in der Tradition einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die seit der «welthistorischen Niederlage» des weiblichen Geschlechts mit dem Untergang der Matriarchate Frauen primär die reproduktiven Arbeiten zugewiesen und zur Ausbildung eines spezifischen weiblichen Arbeitsvermögens geführt hat, das um die psychische und physische Versorgung von Menschen zentriert ist. Diese Arbeitsteilung ist demnach nicht «natürlich», sondern Ergebnis eines langwierigen Prozesses gesellschaftlicher Auseinandersetzungen zwischen den Geschlechtern, der weit hinter die kapitalistische Produktionsweise zurückreicht und mit ihrer Überwindung auch keineswegs aufgehoben ist. In ihrer spezifischen Form als kapitalistische Organisation der Reproduktion der Arbeitskraft ist die Hausfrauenarbeit jedoch ein historisch neues Phänomen, das an die Existenz der Lohnarbeit gebunden ist.

THESE 3

Als Produktion und Reproduktion des «dem Kapitalisten unentbehrlichsten Produktionsmittels, des Arbeiters selbst», ist die Hausarbeit der Frau unmittelbare Voraussetzung der Lohnarbeit, und kann nicht als vorkapitalistisches Relikt begriffen oder in einen Bereich «jenseits» der Wirtschaft verwiesen werden.

Vielmehr ist sie unbezahlte Reproduktionsarbeit der Frau wesentlicher Bestandteil des Lohnarbeitsverhältnisses. Faktisch kauft der Kapitalist zwei

Arbeitskräfte: eine für die Produktion und Reproduktion des Kapitals und die andere für die Produktion und Reproduktion der menschlichen Arbeitskraft. Im Lohn sind die Reproduktionskosten von beiden enthalten, und nicht allein die Befreiung von Eigentum und von den feudalen Fesseln, sondern erst die Befreiung von der Arbeit der eigenen Reproduktion macht den Lohnarbeiter wirklich «frei» für den vollen Arbeitstag in der Produktion. Daß die Hausarbeit nicht als Lohnarbeit unter der direkten Kontrolle des Kapitals organisiert ist, sondern als «Privatarbeit» unter der Eigenverantwortung des Lohnarbeiters, ist nicht Ausdruck ihres vorkapitalistischen bzw. nicht-kapitalistischen Charakters, sondern ihrer spezifischen Subsumtion unters Kapitalverhältnis, die wiederum durch die besondere Struktur dieser Arbeit bedingt ist.

THESE 4

Der spezifische Charakter des «Produkts», das die Hausarbeit hervorbringt, der menschlichen Arbeitskraft, prägt die Struktur dieser Arbeit. Nicht nur ihr spezifischer Gebrauchswert, «Quelle von Wert zu sein, und von mehr Wert als sie selbst hat», unterscheidet die Ware Arbeitskraft von der Gesamtheit aller anderen Waren, sondern ebenso ihr Produktionsprozeß. Das menschliche Arbeitsvermögen existiert nur in lebendigen Menschen, deren Bedürfnis nach materieller Existenzsicherung unlösbar verknüpft ist mit ihrem Bedürfnis nach menschlichen Beziehungen. Die Hausarbeit der Frau, die den Produktionsprozeß der Arbeitskraft vorbereitet, organisiert und in Gang setzt, hat demnach beide Aspekte zu realisieren. Sie muß verstanden werden als eine Einheit von materiellen und psychischen Versorgungsleistungen. Das bedeutet, daß der Begriff der Hausarbeit erweitert werden muß. Unter Hausarbeit ist nicht mehr nur das zu verstehen, was umgangssprachlich und in der wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion unter Hausarbeit verstanden wird, sondern es sind alle Aspekte des Aufbaus und der Pflege der familialen Beziehungen durch die Frau (Ehe/Kinder) mit einzubeziehen.

THESE 5

Dieser Beziehungsaspekt der Hausarbeit wird primär über die materiellen Versorgungsleistungen vermittelt. Hausarbeit ist unmittelbarer und umfassender als jede andere Arbeit Arbeit für andere; sie konstituiert über die materielle Versorgung von Mann und Kindern Beziehungen von großer Intensität und Emotionalität, an die aus der Enttäuschung über die unmenschlichen Erfahrungen im Produktionsprozeß die Hoffnungen auf alternative Erfahrungen von Vertrauen, Solidarität und Geborgenheit geknüpft sind.

Im Gegensatz zur materiellen Reproduktionsarbeit, die immer eine emotionale Mitteilung enthält, kann die psychische Reproduktionsarbeit auch ohne materielles «Vehikel» auftreten, nämlich dann, wenn sich die Hausfrau ganz explizit um das psychische Wohlergehen ihrer Familie kümmert, etwa indem sie direkte verbale oder averbale (zärtliche oder sexuelle) Zuwendungen verteilt oder anstehende Konflikte «bearbeitet». (Diese Form der expliziten psychischen Versorgungsleistungen läßt sich vielleicht am ehesten in den Kategorien psychotherapeutischer Arbeit beschreiben.)

Der größte Teil psychischer Reproduktionsarbeit der Frau liegt allerdings in der materiellen Hausarbeitsleistung. Indem sie die Wohnung sauber hält, täglich neu Ordnung schafft und die «weiblichen» Bedürfnisse der Familienmitglieder befriedigt (Essen, Körperpflege, Krankenpflege, Sexualität), und vor allem wie sie diese Bedürfnisse erfüllt, d. h. innerhalb des Spektrums

von Verwöhnung bis Vernachlässigung; das vermittelt Beziehungsqualitäten wie emotionale Sicherheit, Stabilität, Vertrauen, Zuwendungen und Interesse, aber auch Aggressivität, Distanz und Abwehr.

THESE 6

Im Unterschied zum (männlichen) Lohnarbeiter, dessen Arbeit zwar auch Beziehungsaspekte vermittelt (etwa Solidarität oder Konkurrenz mit den Kollegen, oder emotionale Sicherheit für Frau und Kinder durch die ökonomische Absicherung der Familie), ist der Beziehungsaspekt für die Hausfrau direkter Bestandteil ihrer Arbeit. Im Rahmen ehelicher Arbeitsteilung ist die Frau für die psychische Regeneration und Entwicklung der Familienmitglieder verantwortlich.

Aus dieser Funktion ergeben sich zwei strukturelle Probleme der Hausarbeit.

Zum einen besteht trotz aller Interdependenz ein Widerspruch zwischen dem materiellen und dem psychischen Aspekt der Hausarbeit. Besteht die Logik der materiellen Reproduktionsarbeit darin, die Arbeit möglichst rationell, d. h. mit dem geringsten eigenen Aufwand zu organisieren, so erfordert die Logik der psychischen Reproduktionsarbeit, die auf den Aufbau und die Pflege der familialen Beziehungen abzielt, gerade aufgrund der regressiven Ansprüche, mit denen die Hausfrau konfrontiert ist, eine möglichst unendliche und ungeteilte Bereitschaft, auf die psychischen Bedürfnisse der anderen einzugehen.

Diese Unterschiede in der Logik der Arbeit tragen dazu bei, daß zwar die materiellen Reproduktionsleistungen von den Hausfrauen wie auch in der gängigen Wissenschaftsdiskussion als Arbeit begriffen werden, die immanente Leistungszwänge setzt, die rational zu bewältigen sind und gegen die eigene Bedürfnisse und eine eigene Identität abzugrenzen sind (Arbeit als Zumutung), daß aber die psychischen Reproduktionsleistungen eine unmittelbare Identität der Hausarbeiterin mit ihrer Arbeit verlangen und deshalb schwer als 'Arbeit' begriffen werden können. D. h. es ist für die Hausfrauen nahezu unmöglich, die psychischen Dimensionen ihrer Arbeit von ihrem 'eigentlichen' Leben zu trennen.

Diese *Diffusion von Arbeit und Leben* drückt sich u. a. darin aus, daß nahezu der gesamte weibliche Sozialisationsprozeß als Qualifikation für die spätere Hausarbeit angesehen werden muß. Gerade die für die psychische Reproduktionsarbeit entscheidenden Fähigkeiten wie Empathie und Flexibilität im Umgang mit den eigenen Bedürfnissen können nicht in formalisierten Institutionen und Programmen gelernt werden, sondern müssen sehr früh und in langfristigen Identifikationsprozessen erworben werden.

THESE 7

Die Logik der psychischen Reproduktionsarbeit, langfristige, emotional stabile Beziehungen herzustellen, die nicht vom sozialen Funktionieren und von objektiven Leistungsnachweisen abhängig gemacht werden (Liebe ohne Leistung), konstituiert darüber hinaus einen strukturellen Widerspruch zwischen der Hausarbeit und der Lohnarbeit. Dieser Widerspruch drückt sich darin aus, daß sich im häuslichen Reproduktionsbereich, trotz der Tendenz zur Durchkapitalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche, ein stabiler und nicht nur ideologisch erklärbarer Widerstand gegen kapitalistische Organisationsformen zeigt, der einer Auflösung der Hausfrauenarbeit in kapitalistische Dienstleistungen immanente Schranken setzt. Die emotionale und soziale Fremdheit eines Dienstleistenden im Lohnarbeitsverhältnis zu seinem

Kunden ist offensichtlich nicht geeignet, die Vertrautheit und emotionale Sicherheit herzustellen, die die Reproduktion menschlicher Arbeitskraft erfordert. Die Subsumtion der Hausarbeit unter Kapital äußert sich dementsprechend nicht in ihrer direkten Unterwerfung unter das Kommando eines Kapitalisten, sondern in der flexibleren Organisationsform 'privater Arbeit', die über ihre ökonomischen Voraussetzungen (Lohneinkommen des Mannes), wie über ihre allgemeinen gesellschaftlichen Bedingungen (Familien- und Ehegesetzgebung, Abtreibungsgesetze, Steuerregelungen, unzureichende Infrastruktur) reglementiert wird. Öffentliche und private Dienstleistungen bleiben gegenüber der 'privaten' Hausarbeit subsidiär.

Der auch in ihnen spürbare Widerspruch von Lohnarbeitsorientierungen und darüberhinausgehenden Ansprüchen auf 'menschliche' Beziehungen zum Klienten (die typische Problematik von Sozialarbeitern, Erziehern, Therapeuten) verdankt seine kurzfristigen Lösungen vermutlich gerade der Tatsache, daß die primären Beziehungsansprüche im familialen Haushalt abgedeckt werden.

Die ökonomische Struktur des Privathaushalts ist demnach weder mit einem kapitalistischen Dienstleistungsbetrieb vergleichbar, noch mit der Residualerscheinung des kleinen Warenproduzenten, obwohl der Familienhaushalt bestimmte formale Ähnlichkeiten mit diesem aufweist: Kleinstbetrieb mit geringer Arbeitsteilung, Kleineigentum an den 'Produktionsmitteln' und scheinbar geringe Arbeitsproduktivität. Die scheinbar ökonomische Rückständigkeit der Hausarbeit erweist sich jedoch im Rahmen der Analyse der Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft als notwendige Voraussetzung für ihre spezifische Produktivität, die Fähigkeit zur Geburt, Erziehung und alltäglichen Regeneration von Menschen und menschlichem Arbeitsvermögen.

THESE 8

Das widersprüchliche Verhältnis von Hausarbeit und Lohnarbeit produziert außerdem eine strukturelle Problematik der Hausarbeit selbst. Die Hausarbeit muß beständig die Destruktion und die Defizite derer ausgleichen, die aus dem Produktionsprozeß kommen. Sie muß *Gegenerfahrungen* vermitteln, Erfahrungen des 'eigentlichen' Lebens, einer anderen Welt, obwohl sie in vielfältiger Weise den Bedingungen des Gesamtsystems der Lohnarbeit selbst unterworfen ist. Dieser 'Kraftakt' legt eine Idealisierung der häuslichen Verhältnisse nahe, ist aber bis zu einem bestimmten Grade notwendiger Bestandteil des Reproduktionsprozesses und deshalb nicht einfach als Ideologie zu denunzieren.

Das gleiche Problem zeigt sich darin, daß Hausarbeit die erwachsenen Arbeitskräfte und die neue Arbeitergeneration auf die Lohnarbeit vorbereiten und ihnen bestimmte Disziplinierungsleistungen aberverlangen muß, obwohl die alltäglichen Regenerations- und Sozialisationsprozesse zunächst eine andere Logik erfordern (Liebe ohne Leistung).

THESE 9

Entsprechend ihrer ökonomischen Funktion muß Hausarbeit klassenspezifisch differenziert werden: die Hausarbeit einer proletarischen Hausfrau hat die Arbeitskraft als Ware zu reproduzieren, die ohne die unbezahlte Arbeit der Frau nicht zum gängigen Preis und in der erforderlichen 'Qualität' auf dem Markt erscheinen kann. Die Hausarbeit der Frau eines Kapitalbesitzers seiner ökonomischen Funktion zu reproduzieren, nicht jedoch als Ware. D. h. hat zwar die Arbeitskraft ihres Mannes als psycho-physische Voraussetzung

die Hausarbeit beider Frauen gleicht sich darin, daß sie auf der Ausbeutung ihrer eigenen Arbeitskraft, ihrer Psyche und ihrer Sexualität beruht, aber diese Ausbeutung der Frauen hat eine unterschiedliche ökonomische Funktion, nämlich den Lohnarbeiter als Lohnarbeiter bzw. den Kapitalisten als Kapitalisten zu reproduzieren.

Obwohl ihre Hausarbeit Ähnlichkeiten aufweist, die vor allem auf den generativen Reproduktionsfähigkeiten bzw. -pflichten aller Frauen beruht, interessiert uns in erster Linie die Hausarbeit als Reproduktion der Ware Arbeitskraft. Innerhalb dieser Kategorie ist jedoch nach unterschiedlichen Schichten zu differenzieren.

THESE 10

Mit steigendem Einkommen und mit zunehmender Verstärkung bekommt Hausarbeit zunehmend Bedeutung für explizit psychische Reproduktionsleistungen. Je weniger eine Hausfrau gezwungen ist, durch «Eigenproduktion» die Lebenshaltungskosten möglichst niedrig zu halten, d. h. je mehr Waren und Dienstleistungen über den Markt bezogen werden, desto stärker treten materielle und psychische Versorgungsleistungen auseinander, desto weniger deckt die materielle Hausarbeit auch die psychischen Bedürfnisse und Ansprüche der Familienmitglieder ab. Je weniger die Erwartungen an ein «erfülltes» Lebens durch die Bereitstellung und Sicherung des notwendigen Bedarfs befriedigt sind, desto mehr wird die psychische «Haushaltsführung» zur expliziten Anforderung an die Hausfrauen, deren Erfüllung ein hohes Maß an psychologischem Einfühlungsvermögen, die Beherrschung von Gesprächstechniken und anderen Formen der Konfliktbearbeitung, sowie eine hochentwickelte Fähigkeit zur Mitteilung von Empfindungen und zum verbalen oder averbalen Ausdruck der jeweiligen Beziehungszustände voraussetzt.

THESE 11

Die letzte These gilt u. E. auch für die historische Entwicklung kapitalistischer Hausarbeit. Mit der historischen Veränderung des durchschnittlichen gesellschaftlichen Werts der Arbeitskraft ist ein zunehmendes Eindringen von Waren und Dienstleistungen in den Familienhaushalt verbunden, das den Zusammenhang von materieller und psychischer Reproduktion im oben beschriebenen Sinn lockert. Die familialen Beziehungen werden damit mehr und mehr selbst zum Gegenstand der Arbeit der Frau.

Diese Tendenz läßt sich u. E. an einer zunehmenden Professionalisierung der psychischen Dimension der Hausarbeit festmachen, die sich sowohl in der Auslagerung von Problemfällen (Zunahme aller Art von psycho-sozialer Beratung, bes. Erziehungs- und Eheberatung) als auch in Versuchen einer «psychotherapeutischen» Qualifizierung der Hausfrauen durch die Popularisierung der Ergebnisse von Soziologie, Sozialpsychologie und Psychoanalyse niederschlägt.

THESE 12

Aus der zunehmenden Reduktion der stark klassenspezifischen häuslichen Eigenproduktion (Die Arbeiterfrau stellte selbst her, die bürgerliche Frau plante, überwachte und koordinierte die häusliche Produktion ihrer Bediensteten) und der zunehmenden Bedeutung der psychischen Reproduktionsarbeit ergibt sich eine Tendenz zur Angleichung «bürgerlicher» und proletarischer Formen der Hausarbeit, die die klassische Trennung in Lohnarbeiterfrauen und Bourgeoisfrauen für die Analyse der Hausarbeit problematisiert.

Kontrovers: Diskussion des Thesenpapiers

KONTOS: Unser Projekt ist aus einer Lohn-für-Hausarbeit-Gruppe hervorgegangen. Zu Beginn des Projekts gab es eine Diskussion, da haben wir uns gewehrt gegen die These: Alles, was die Hausfrau macht, ist Arbeit fürs Kapital. So wie das ist, stimmt das, nur daß die Art und Weise, wie diese Arbeit gemacht wird — zwangsläufig gehen da auch eigene Interessen der Frauen ein, sonst würden sie sich geschlossen gegen ihren Hausfrauenberuf wenden, ihn aufkündigen. Die Frauen reagieren eben nicht mit totaler Ablehnung oder totalem Widerstand, sie reagieren auf die widersprüchliche Erfahrung von Hausarbeit auch in einer Form, die nicht nur Anpassung ist, sondern offensichtlich einen nicht unwichtigen Teil ihrer Bedürfnisse erfüllt. Unser Interesse war herauszufinden, wie hier, im sogenannten Hausfrauensyndrom, Anpassung und interner Widerstand zusammenwirken, was die Frauen diesen Widerspruch zu ertragen und zu vermitteln zwingt, wie sie mit ihm fertig werden in der alltäglichen Praxis der Hausarbeit, der Ehe und der Kindererziehung. Darauf wollten wir hinaus.

Widersprüche — eine Erfindung der Frauenbewegung?

BOCK: Euer Projekt ist von der DFG [Deutsche Forschungsgemeinschaft: zentrale Bundes-Finanzierungsinstitution für Forschung] abgelehnt worden. Ist es denn bei der Auseinandersetzung ums Geld nie zu einer inhaltlichen Diskussion Eurer Thesen gekommen?

WALSER: Es ist generell so, daß derartige Diskussionen sehr schnell auf die formale Ebene abgedrängt werden. Die Inhalte verschwinden hinter Methodenfragen. Da fühlen sich die Gutachter zuständig, da gibt es ein-

gespielte Kompromisse, wie sie miteinander auskommen. Zu den Inhalten, heißt es dann — und das entspricht ja dem offiziellen Verständnis vom Wissenschaftspluralismus — wollen wir nicht viel sagen, da sind ja die Positionen unterschiedlich. Fragen wir, wie Sie das umsetzen wollen. Fragen wir nach den Methoden der Umsetzung.

BOCK: Praktisch geht Ihr aber doch davon aus, daß Euer Projekt nicht an der Realisierbarkeit scheiterte, vielmehr daß es implizit der theoretische Ansatz Eurer Hausarbeitsthematik war, der zurückgewiesen wurde — nicht zufällig heißt ja das große DFG-Frauenprojekt «Integration der Frau in die Berufswelt».

WALSER: Das ist nicht eindeutig. Die Situation war absurd: die zwei Frauen waren gegen uns, die zwei Männer in der Kommission für uns. Die Männer, da sie mit dem Thema nichts zu tun haben, konnten mehr Souveränität aufbringen zu sagen: gut, das ist ein Versuch, das ist ein Anfang, die Hausarbeitsdiskussion in Gang zu bringen. Frau Pross und Frau von Schweitzer lehnten ab.

Frau Pross sagte am deutlichsten, unser Ansatz sei *nicht wissenschaftlich*, genauer: er sei ideologisch. Frau Pross war sich darin mit Frau Schweitzer einig. Das machten sie daran fest, daß wir Fragen «nicht offen» formuliert hätten, daß wir von bestimmten Voreinschätzungen an das Thema herangegangen seien. Ein Reizwort in unserem Text, das die Probleme angeblickt im voraus beantworten wolle, war das Wort «widersprüchlich». In unserem Entwurf haben wir immer versucht, von «Widersprüchen», von «Problemen», von «Ambivalenzen» zu reden, aber das ist nicht gut angekommen — obwohl wir bei allem versucht hatten, unseren Ansatz so zu formulieren, daß er auch für den offiziellen Wissenschaftsbetrieb noch tragbar ist.

Doch heute ist uns klar, wenn Frau Pross bei ihrer großen Studie über Hausarbeit zu dem Ergebnis kommt, die Hausfrauen seien generell zufrieden, was ihre gelegentliche Unzufriedenheit ausmache, liege an ihrer «Klageneigung», dann muß unser Ansatz, die Hausarbeit in sich zu problematisieren und von den Strategien der Hausfrauen auszugehen, die diese zwangsläufig entwickeln müssen, um mit der als tief widersprüchlich empfundenen Situation zumindest notdürftig zurechtzukommen — dann muß dieser Ansatz Frau Pross fürchten lassen, daß wir zu einem Ergebnis kommen, das das ihre dementiert.

BOCK: Ist es nicht so, daß Frau Pross selber davon spricht, daß Hausarbeit problematisch, daß Hausarbeit ein Konfliktfeld geworden ist? Und hat nicht Egner, der Hauswirtschaftswissenschaftler, schon 1964, kurz vor der Studentenrevolte, geschrieben, daß Frauen und Kinder undiszipliniert, unzufrieden geworden sind? Über das «Hausarbeitsproblem» und die «Flucht aus der Hausarbeit», die eines Tages zu «sozialen Unruhen oder gar Explosionen» führen können? Meine Frage an Euch: Hat nicht vielmehr die Angst vor einer aus Eurem Modell resultierenden explosiven *Strategie*, und zwar weil eine Frauenbewegung in der BRD existiert, zur Ablehnung des Projekts geführt?

KONTOS: Das würde ich nicht ausschließen. Wenn ich mir die Pross-Studie zur deutschen Hausfrau ansehe: Die Ergebnisse sind in ihren Konsequenzen gegen die Frauenbewegung gerichtet. Und von da ist es dann nicht mehr weit zu der gängigen Argumentation: «Die Frauenbewegung inszeniert ein großes Gerede über die Probleme der Frauen, über ihre Unterdrückung und die Notwendigkeit von Emanzipation — die Frauen aber nehmen das nicht

an; wie man sieht, sind ja nicht alle Frauen in der Frauenbewegung, im Gegenteil, wenn man ihre Einstellungen und Verhaltensweisen genauer untersucht, dann zeigt sich, daß die Frauen mit ihrer Situation ganz zufrieden sind. Natürlich gibt es ein paar Probleme, etwa das der Doppelbelastung von Haus- und Berufsarbeit, da aber gibt es Reformmodelle ... Fazit: «Im Grunde sind die Frauen nicht so unzufrieden, wie die Frauenbewegung glauben macht. Gar einen *strukturellen Konflikt* hier anzunehmen, ist ganz und gar abwegig.»

Das war durchaus die Einschätzung, der Hintergrund, auf dem die Beurteilung unseres Projektes zustande kam.

Macht oder Ohnmacht des Glücksversprechens?

DUDEN: Sehe ich mir Euren Text an, so sind mir die Gründe für die Ablehnung dennoch nicht klar. Mir scheint, Eure Thesen zerfallen in zwei Teile. Im ersten Teil (Vorbemerkung und Teil I) gebt Ihr Euch feministisch-rebellisch. Ihr kritisiert die offizielle Soziologie, weil sie die Hausarbeit niemals als neues, spezifisch kapitalistisches Phänomen begriffen hat. Weil sie immer ausgeht von Hausarbeit als quasi natürlicher Konstante, die mit der Durchsetzung des Kapitalismus zunehmend reduziert worden sei. Ihr kritisiert zu recht, daß die Soziologie die kapitalistisch-patriarchalische Dominanz der Produktionsarbeit bloß theoretisch reproduziert hat. Euer feministischer Ansatz in diesem ersten Teil: die Hausarbeit muß als *die* wesentliche Arbeit *aller* Frauen in dieser Gesellschaft begriffen werden, und zwar in ihrer materiellen *und* psychischen Dimension. Mein Problem ist nun, daß ich in Eurem zweiten, theoretischen Teil von diesem kritischen, ja radikalen Ansatz kaum mehr etwas wiederfinde. — Welche Funktion hatte Euer Papier? Wer waren die Adressaten?

WALSER: Der Theorie-Teil war Teil des Antrags bei der DFG. Teil I und die Vorbemerkungen sind nachträglich geschrieben worden. Das Ganze wird in Kürze in einem Verlag der evangelischen Kirche herauskommen und wird auch in einem Frauenverlag (Frauenoffensive) veröffentlicht.

DUDEN: Halten wir uns an den Teil, der hier Diskussionsgrundlage sein soll, die «*Thesen zu einer feministischen Theorie der Hausarbeit*» (Teil II). Warum mir nicht klar ist, daß die DFG-Gutachter Eure Untersuchung abgelehnt haben: Ich glaube, daß Eure Thesen durchaus in dem Wissenschaftsrahmen bleiben, in dem sich eine bürgerliche Soziologie bewegt, die sich als «fortschrittlich» versteht. Auch ein Parsons hat schon 1955 gesagt, daß die Funktionsbestimmung der Familie um die *psychische Dimension* erweitert werden müsse. Das ist also nichts Neues, erst gar nichts spezifisch Feministisches.

Nun kann ja die bürgerliche Soziologie auf ein Thema gestoßen werden, das auch «unser Thema» ist. Wenn ich Euch recht verstehe, nehmt Ihr an, daß von einer noch näher zu bestimmenden Position der Frauenbewegung die Methode einfließt, das WIE Eurer Untersuchung, das sie unverwechselbar machen müßte gegenüber dem, was etwa Parsons mit seiner Defizitthese wollte und machte. Dann aber frage ich: Warum zieht Ihr in Eurem theoretischen Teil den *Arbeitscharakter* der psychischen Arbeiten von Frauen zurück und führt eine familiäre «Gegenwelt» ein — die ich für problematisch halte?

WALSER: Zunächst: Wir erweitern ja nicht einfach die Hausarbeit um

die «psychische Dimension», sondern wir begreifen sie als gesellschaftlich notwendige Arbeit zur Produktion und Reproduktion der Ware Arbeitskraft. Das tut die bürgerliche Soziologie, die Volkswirtschaftslehre, die Hauswirtschaftswissenschaft nicht. Dann zum Arbeitscharakter: Indem wir das, was die Frau für die psychische Reproduktion von Mann und Kindern tut, als *Arbeit* begreifen, kommt sofort der Begriff der Ausbeutung ins Spiel, und zwar als gesellschaftliche Ausbeutung der Arbeitskraft der Frauen, gegen die sich diese zur Wehr setzen.

BOCK: Entscheidend ist, welchen bestimmten Inhalt diese Begriffe «Arbeit» und «Ausbeutung» haben — und welche theoretischen Implikationen. Konkret: Warum spricht Ihr von «Lohnarbeit», wenn Ihr gerade da, wo es um Hausarbeit geht, die Frage des Lohns bzw. Nicht-Lohns mit Schweigen übergeht? Statt dessen redet Ihr von «Liebe ohne Leistung».

WALSER: Das hat zum einen mit der Vorstellung des Projekts bei der DFG zu tun. Natürlich konnten wir dort nicht sagen: Die Lösung des Problems liegt in der Bezahlung der Hausarbeit. Vom Lohn haben wir nicht gesprochen, weil wir die Forderung, das Thema zu behandeln, aus der Wissenschaftsgeschichte begründet haben, begründen mußten.

Zum andern: Wenn die Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne nicht so Fuß gefaßt hat, wie wir uns das erhofft hatten, dann fragen wir: Welche Gründe hat das? Denn es ist doch so plausibel, daß die Hausarbeit bezahlt werden sollte wie jede andere Arbeit auch. Man fragt sich, warum stellen die Frauen die Forderung «Bezahlt mir meine Hausarbeit» erst gar nicht? Unser Interesse ist herauszubekommen, warum das nicht passiert, warum das so schwierig ist, diese Forderung zu stellen.

DUDE: Mit der Lohnforderung wird ja nicht nur das Geld thematisiert, sondern darüberhinaus ein gesellschaftliches Grundverhältnis, das dazu führt, daß bestimmte Arbeit bezahlt, andere aber nicht bezahlt wird. Das Moment des Geldes herauszulassen, mit anderen Worten die materielle Anerkennung und Bewertung gesellschaftlich notwendiger Arbeit, und das ist Hausarbeit, nicht zu thematisieren — hat das nicht zur Folge, daß Ihr Euch selber als Wissenschaftlerinnen dieser Bewertung bzw. Nicht-Bewertung anschließt? Ihr benennt «antikapitalistische Momente» innerhalb dieses Hausfrauendasein, nennt sie «utopisch» — seht Ihr nicht die Gefahr, daß Ihr, solange diese Momente immaterielle Momente bleiben, also bloße Bewußtseinsmomente, daß ihr in Eurer Analyse die Ausschließung der Frauen, ihren Sonderstatus als gesellschaftliche Randexistenz nur noch einmal festschreibt? Anders gesagt, daß Ihr noch einmal erklärt, warum und über welche Mechanismen diese Ausschließung so gut funktioniert?

WALSER: Nein! Wir haben nirgends von «antikapitalistischen» oder «utopischen» Momenten geredet. Im Gegenteil, wir haben seitenlang die *Einschätzung* der Hausarbeit als «nicht-» oder «antikapitalistisch» kritisiert und betont, daß der Charakter der Hausarbeit dem Charakter der Lohnarbeit zwar diametral entgegengesetzt ist, aber der Kapitalismus auf beide Formen von Arbeit angewiesen ist. Von «utopischen» Momenten haben wir auch nicht geredet, sondern davon, daß nicht alles, was Frauen im Rahmen der Familie tun und sich wünschen, allemal frauenfeindlich sei und sie das alles schleunigst ablegen und vergessen sollten, sondern daß gerade die Ambivalenz von positiven und negativen Aspekten in der Hausarbeit der Motor der Veränderung ist. Wenn alles nur beschissen wäre, dann wäre die einzige Erklärung dafür, daß die Frauen nicht alle schon längst das Handtuch geworfen haben, daß sie halt dumm seien oder, wie die Linken immer sagen, noch nicht

«das richtige Bewußtsein» hätten.

Und zur Festschreibung: Wir meinen, um etwas zu verändern, müssen wir die Mechanismen genau kennen, die dazu geführt haben, daß es so ist, wie es ist. In unserem Falle: wir müssen genau wissen, *warum* es so schwierig ist, die Hausarbeit zu verweigern. Wir haben in den Thesen versucht, die Widerspruchsebenen zu benennen, mit denen die Frauen irgendwie umgehen müssen, und wo wir dahinter kommen wollen, wie sie das eigentlich machen und welche alltäglichen Widerstandsformen sich darin ausdrücken. Vielleicht ist das nicht deutlich genug rausgekommen: Die Thesen beziehen sich erst mal auf die *objektive* Seite der Problematik, sie sind der theoretische Rahmen für eine Untersuchung der subjektiven Reaktionsformen und Verarbeitungsstrategien ...

BOCK: Aus einer Analyse der Unbezahltheit von Hausarbeit würden sich viele Eurer Fragen schlüssiger beantworten lassen. Immerhin ist diese widersprüchliche Vermischung von Liebe und Arbeit nun schon 300 Jahre alt. Frauen sind realistisch genug zu sehen, daß ihr Geld nicht einfach auf der Straße liegt, sondern in den Händen ihres Mannes oder in schlecht bezahlter Erwerbstätigkeit, die meist nichts anderes als vergesellschaftete Hausarbeit ist. Aber kann denn ein solches verschwiegenes Machtverhältnis, in dem Frauen stehen, für uns heißen, die Lohnfrage aus der feministisch-wissenschaftlichen Analyse ausklammern?

KONTOS: Wir haben die Lohnfrage doch nicht aus unserer Analyse ausgeklammert! Wir haben vorhin zu erklären versucht, warum die politische Forderung «Lohn für Hausarbeit» in den Thesen nicht auftaucht. Von der Unbezahltheit der Hausarbeit geht doch unsere gesamte Analyse aus! (Siehe These 3) Was besagt denn unser Begriff der «spezifischen Subsumtion» der Hausarbeit unters Kapitalverhältnis anderes, als daß die Hausarbeit eben nicht als Lohnarbeit organisiert ist und das heißt *bezahlt wird*, sondern in das Lohnarbeitsverhältnis des Mannes integriert ist, d. h. er streicht das Geld für beide ein. Das ist doch der Ausgangspunkt der ganzen Diskussion!

Und daß die Hausarbeit immer noch in dieser komischen Zwitterform existiert, die es den Frauen so schwer macht, offensiv gegen sie anzugehen, liegt eben daran, daß Menschen nur begrenzt von Lohnarbeiterinnen aufgezogen und versorgt werden können. Es gibt Grenzen für eine kapitalistische Form der Vergesellschaftung der Hausarbeit.

BOCK: — womit Ihr selbst sagt, daß die «Zwitterform der Hausarbeit» eher die Frauen auf den status quo fixiert, als daß sie «Motor der Veränderung» wäre.

Wir stimmen offensichtlich darin überein, daß «Vergesellschaftung der Hausarbeit» keine Frauenstrategie ist. Die Erfahrungen der Mehrheit der Frauen sprechen gegen diese Forderung. Aber abgesehen davon, daß jeder unter «Vergesellschaftung» etwas anderes versteht, ist doch zu fragen: *Welches* sind die Grenzen? *Warum* vergesellschaftet das Kapital die Hausarbeit nicht? Läßt sich das nicht machen, oder stehen dem nennbare Interessen entgegen? Was heißt eigentlich: Das Kapital hat die Hausarbeit «subsumiert», sie aber dennoch nicht «vergesellschaftet»?

DUDE: Historisch läßt sich nachweisen: Es gibt und gab Vergesellschaftungstendenzen, mal von Frauen, mal vom Staat getragen, die regelmäßig scheiterten, wo die Sache zu teuer wurde oder die Betroffenen sie ablehnten. Als Historikerin finde ich in der Geschichte seit dem 19. Jahrhundert immer diese beiden Tendenzen: (1) Der Staat vergesellschaftet das, was die Frauen nicht funktional genug leisten, was also unter Kontrolle gebracht werden

muß, so etwa Teile der Erziehung. (2) Zunehmend wurde der Frau ein privater Binnenraum zugewiesen mitsamt genau bestimmten Verhaltensumtunungen: Liebe zu Kindern, Liebe zum Mann. Es ist die »Beziehungsarbeit«, die hier entsteht, und die läßt sich schwer oder gar nicht vergesellschaften: Glücksversprechen, persönliche Nähe, Zuwendung lassen sich eben nicht vergesellschaften, nicht industrialisieren. Die Konservativen des 19. Jahrhunderts hatten wohl begriffen, daß die erforderliche Zurichtung der Arbeitskraft über das familiäre bzw. mütterliche Erziehungssystem von Liebe und Liebesentzug bewerkstelligt werden muß.

KONTOS: Das »zu teuer für den Staat« ist also nicht die einzige Erklärung. Es gibt etwas, das die Frauen selber an dieser Hausarbeitsform festhalten läßt.

DUDEN: Dennoch frage ich mich immer wieder: Worin unterscheidet sich Eure familiäre Freiraum-Vorstellung von der bürgerlichen Familiensoziologie, die ja (wie etwa Renate Mayntz) ebenfalls die Familie als sogenannte Intimgemeinschaft aus den kapitalistischen Leistungs- und Organisationszwängen herausnimmt?

WALSER: Da fühlen wir uns grob mißverstanden. Der Binnenraum der Familie ist bei uns keine »heile Welt«. Wir sehen ja gerade die Anstrengungen, den Widerspruch der Hausfrauen, diese widersprüchliche Welt immer wieder »erträglich« zu machen, eine »Gegenwelt« innerhalb der Familie herzustellen gegen die Realität der Leistungsgesellschaft. Es geht uns um die ungeheuren Ambivalenzen von Arbeit, Unterdrückung auf der einen und von Hoffnungen auf der anderen Seite, die die Frauen immer wieder an diese Hausarbeit binden. »Liebe ohne Leistung« heißt die Anforderung, die an uns als Frauen gestellt wird — eine Wunschvorstellung, ohne die der Mann nicht weiß, wozu er arbeiten soll, die seine Phantasien bindet. Sicher, auch das ist funktional fürs Kapital, aber gleichzeitig ist das auch eine Phantasie, an der Frauen hängen. Das sind, wie wir meinen, berechnete Glücksansprüche, die auch die Frauenbewegung vertritt. Diese Phantasien sind das Potential — ausbeutbar nach beiden Seiten ... Daß in der Hausarbeit Arbeit und Leben kaum voneinander zu trennen sind, hat zwei Seiten. Einerseits bedeutet es weniger Entfremdung in der Arbeit, andererseits produziert es eine ungeheure persönliche Abhängigkeit von Mann und Kindern. Wir finden das eine sehr abstrakte Politik, diese Ambivalenz einfach so aufzulösen, daß man sagt, die Wünsche von Frauen nach menschlichen Beziehungen in der Familie, das ist alles nur Ideologie, weg damit ... Wir haben den Eindruck, Ihr stellt Euch diesem Problem nicht.

DUDEN: Es hieße, die Forderungen der Frauenbewegung zu verharmlosen, wollt Ihr an den Glücksversprechen ansetzen, ohne deutlich zu sagen, daß wir das Wenige, das wir an Glück innerhalb der Familie erfahren, mit einer gesellschaftlichen Ohnmacht erkaufen mußten und mit Deformationen, eigenen und mit denen unserer Kinder. Die Kosten dieses gelegentlichen Glücks sind für uns, die Frauen, persönliche Abhängigkeit, Selbstbescheidung, Ohnmacht, Selbstaufgabe gewesen. Das Subversive in der Frauenbewegung, nämlich die Weiblichkeitsideologie, so wie sie von den Männern uns eingeredet wird, *offensiv zu wenden*, heißt doch gerade, das Glück des Anders-Seins zu erkämpfen, ohne die Beschädigungen zu akzeptieren, die wir immer dafür haben hinnehmen müssen — das ist das Utopische, an dem die Frauenbewegung festhält.

Ihr schreibt, Ihr wollt *offensiv* an den Beschädigungen der betroffenen Frauen ansetzen, an deren Strategien, die Beschädigungen abzuwenden. Wo

aber gehen diese Beschädigungen in Eure Analyse ein? Wo aber sind sie Teil der kategorialen Bestimmung des Ist-Zustandes?

KONTOS: Wir gehen implizit davon aus.

DUDEN: Gerade das geht nicht. Wir, unsererseits, sagen ja nicht, daß Hausfrauen nicht auch Glücksmomente hätten. Aber für eine feministische Wissenschaft ist es unabdingbar, im gleichen Atemzug auch die Voraussetzungen, die Abhängigkeiten zu nennen, auf denen sie beruhen.

Parteinahme für die Betroffenen

WALSER: Ein wichtiges Moment des Feminismus ist, nicht zu sagen: Wir wissen, wie die Verhältnisse verändert werden sollen. Weg mit der Kleinfamilie! — wie die Linke. Nicht: abstrakte Politik zu machen. Wesentlich für den Feminismus ist: Ich lasse mich ein in die Probleme der Betroffenen, in die Situation, in der Frauen heute stehen. Wenn wir heute, die Frauenbewegung im Rücken, das Phänomen Hausarbeit wissenschaftlich untersuchen, tun wir das anders als eine Helge Pross, die scheinbar den Standpunkt einer interessierten, objektiven Beobachterin einnimmt, während sie in Wahrheit die Ausbeutung der Frauen in der Hausarbeit verschleiert und die Frauen daran hindert, ihre berechnete Unzufriedenheit ernst zu nehmen und dagegen etwas zu tun. Wir dagegen identifizieren uns mit den Betroffenen, den Frauen, nicht zuletzt deshalb, weil wir selbst auch Hausarbeiterrinnen sind, neben unserer Berufsarbeit.

BOCK: Mir fällt es schwer, in Eurem Papier die »von Hausarbeit Betroffenen« genau auszumachen. Denn Ihr beschreibt ausschließlich die Hausarbeit innerhalb der Familie und dort fast nur die psychische.

KONTOS: Der zentrale Punkt für uns ist nicht die »Psychoarbeit«, sondern daß die Hausarbeit eine Einheit von materiellen und psychischen Reproduktionsleistungen ist und daß sich daraus widersprüchliche Anforderungen an die Frauen ergeben, die diese mehr schlecht als recht in Einklang zu bringen versuchen. Und wir haben dieses Konzept zunächst einmal für die »klassische«, nicht lohnarbeitende Nur-Hausfrau entwickelt, weil die immanenten Probleme der Hausarbeiten hier am deutlichsten sind.

BOCK: Und was ist mit all den Frauen, die das Funktionsmodell »Familie« verweigern — und dennoch, wie Ihr es nennt, »Beziehungsarbeit« tun? Deren Freund nicht wenige. Das sind die Frauen, die die Kernfamilie ablehnen, Prostituierte, die sexuelle Arbeitskraft gegen Geld verausgaben, Lesben, die das »Glücksversprechen« an Männern ablehnen, Frauen, die abtreiben, Selbständige mit einem guten Job — Millionen von Frauen, die nicht unbedingt in der Frauenbewegung organisiert sind, aber nicht in dieses Funktionsmodell passen, weil sie sich dagegen zur Wehr setzen.

KONTOS: Aber die große Mehrzahl der Frauen geht dabei eben nicht so weit, die gesamte Familienarbeit abzulehnen; obwohl ihre Arbeit für sie keine Idylle ist, sondern zum großen Teil Ausbeutung. Uns interessiert hier, wie sie das aushalten, wie ihre alltäglichen Kompromisse aussehen und wie ihr alltäglicher Widerstand.

BOCK: In Eurer Beschränkung auf das Funktionsmodell Familie kommen des weiteren die vielen Formen unbezahlter Hausarbeit überhaupt nicht in den Blick, die Frauen auch außerhalb der Institution Familie tun müssen, selbst wenn sie einen Teil davon verweigern. Es geht um die Psychoarbeit, die wir selbst noch in unserem Beruf, an der Hochschule, tun müssen. All-

überall, wo Frauen sind, wird von ihnen wie selbstverständlich erwartet, daß primär sie sich für die Beziehungen verantwortlich fühlen, die, ausgesprochen oder nicht, die Arbeitsatmosphäre mitbestimmen ... Daß Ihr in Eurem Theorie-Entwurf nicht davon spricht, hat doch Folgen für Eure Analyse!

Und nun zur qualitativen Seite: Wo ist denn bei Euch die Frau als Subjekt, für das Ihr doch Partei nehmen wollt? Wo sind ihre Wünsche, ihre Stärken, wo entzieht sie sich, wo setzt sie sich ab von den Erwartungen anderer, weil sie eigene Erwartungen hat, die mit denen der Männer, der Kinder usw. nicht zusammenfallen? Nach Eurer Darstellung muß sie nicht nur Psychoarbeit für Männer und Kinder machen, sondern — unterm Anspruch, faktisch Untereinbares zu «vermitteln» — auch noch den Eindruck erwecken, daß sie als Frau dabei ihre «Erfüllung» findet: was nicht wahr ist. Also den Schein erwecken, ihre Psycho-Arbeit sei keine Arbeit. Gerade das, was Ihr «Liebe ohne Leistung» nennt, nenne ich doppelte Ausbeutung: «Liebe als Arbeit».

WALSER: Genau das zeigen wir doch, daß das ein Schein ist. Deshalb sprechen wir von «Ausbeutung», von «Beziehungsarbeit». Was meint Ihr, weswegen bürgerliche Soziologen und Männer bei dem Begriff «Beziehungsarbeit» aufschreiben! Doch wohl, weil er die Illusion reiner und freiwilliger Liebesdienste der Frauen zerstört ... Wie im einzelnen die Frauen sich gegen die in den Thesen beschriebenen Zumutungen zur Wehr setzen, ist, wie schon gesagt, noch gar nicht Thema unserer Ausführungen hier. Genau dem muß natürlich nachgegangen werden, aber zuvor muß man erst einmal wissen, wie denn die Probleme genau beschaffen sind, mit denen sich die Hausarbeiterinnen auseinandersetzen müssen.

— heißt: von ihren Kämpfen ausgehen

BOCK: Ihr weicht immer auf die Beschreibungsebene, auf Zustandsbeschreibungen aus. Sehr Ihr nicht, daß Ihr, sofern Ihr die «Widersprüche» innerhalb einer «Logik der Hausarbeit» allein in den *Erwartungen* aufsucht, die an die Hausfrau herangetragen werden, daß Ihr die Frau in einem ganz bestimmten Sinne als «Betroffene» seht und derart auch zu begreifen versucht? Nämlich als Objekt (von Erwartungen), als Opfer, als passiv, als eine, von der im Grunde Unmögliches verlangt wird? Mein Einwand zielte darauf, *den Widerstand*, den die Frauen, und sei es noch so rudimentär, leisten, nicht nachträglich irgendwann einmal zu erheben, sondern diesen Widerstand *in den Ansatz zu einer Theorie* der Hausarbeit aufzunehmen. Das nenne ich «Parteinahme für die Betroffenen»!

Was demnach in feministischer Wissenschaft als «Widerspruch» festzumachen wäre, betrifft m. E. nicht so sehr gewisse Differenzierungen innerhalb dieser der Frau zugemuteten Arbeit, z. B. zwischen einfacher und doppelter Ausbeutung, sondern das, was die Frau solcher Arbeit subjektiv als *ihren* eigenen Widerspruch entgegensetzt: die Formen, die sie findet, um solche Ansprüche zu verweigern, und es gibt sehr viele davon — Migräne gegenüber sexuellen Ansprüchen des Mannes, Disziplinierung der Kinder gegenüber deren psychischen Ansprüchen usw.

Mit anderen Worten: Euer familiales Funktionsmodell beschreibt die gesellschaftlich erwarteten *Normen* der Hausarbeit — nicht aber ihre *Realität*. Wie wollt Ihr darauf eine Theorie gründen?

WALSER: Uns reicht es nicht, einfach zu sagen, wie Du das tust, «Disziplinierung der Kinder ist ein Widerstand gegen deren psychische Ansprüche».

Wir wollen genauer wissen, gegen welche Ansprüche die Frauen sich konkret wehren, gegen welche nicht und warum. Uns kam es deshalb darauf an, uns zunächst einmal zu sensibilisieren für die Kompromisse, für die ganz miesen Kompromisse, die Frauen fortgesetzt innerhalb ihrer häuslichen Situation unter eben diesen Ansprüchen machen müssen. Das festzustellen, war die Voraussetzung, sozusagen die «objektive Seite» unserer Arbeit.

DU DEN: Vielleicht die empirische Ausgangssituation Eurer Arbeit, als Ihr eine Reihe Hausfrauen danach befragtet. Aber doch nicht die Voraussetzung Eurer Analyse, d. h. der Ausgangspunkt Eurer begrifflichen Arbeit!

Ich frage mich, ob die Rede «auf Seiten der Betroffenen» nicht etwas Irreführendes hat, ob sie nicht einem positivistischen Verständnis Vorschub leistet, das die Dinge unterschiedslos beim Wort nimmt; das sie voraussetzungslos bei dem nimmt, wie sie sich selber verbal darstellen. Da haben wir es als Historikerinnen womöglich leichter, da wir die Dinge in ihrer Prozessualität verfolgen.

KONTOS: Auch wir nehmen für uns in Anspruch, die Veränderung der Situation der Hausarbeiterinnen im Blick zu haben. Unsere Befragung richtete sich ja gerade auf die Ansätze, über die Frauen «Bewältigungsformen» entwickeln. An diese Strategien, so meinen wir, gilt es anzuknüpfen, wenn wir Partei ergreifen wollen.

DU DEN: Es geht doch darum, die Veränderbarkeit *in der Analyse, in den Begriffen* mitzudenken, das Verstellte dadurch *sichtbar* zu machen. Erst wenn das gelingt, wird eine feministische Theorie die Hausarbeitsituation nicht einfach nachzeichnen, abbilden. Schon die Worte, die Begriffe, die wir benutzen, öffnen und ändern die Augen. Wenn Ihr vom widersprüchlichen Verhältnis innerhalb der psychischen Arbeit sprecht und damit die psychische Ausbeutung der Frauen meint (auffindbar in den Formen, die sie finden, um dieser Ausbeutung zu entgehen), dann finde ich es wichtig, mit diesen Worten «Verschleierung», «Ausbeutung», «Widerstand: auch zu operieren; wenn Ihr Eurer Analyse schon den Arbeitsbegriff zugrundelegt, dann auch Arbeit zu nennen, was Arbeit ist — gerade weil die Hausfrau diesen Charakter verleugnen muß. Warum schließt Ihr Euch als Wissenschaftlerinnen mit dem Begriff «Liebe ohne Leistung» dieser Aufforderung zur Verleugnung an?

BOCK: Im Unterschied zu Euch gehe ich von einem weiteren Arbeitsbegriff aus, der von den Machtverhältnissen nicht zu trennen ist. Von daher stellt sich mir beim Lesen Eurer These 8 sofort die Frage, *für wen* die von der Hausfrau produzierte «Gegenwelt» eine Gegenwelt ist: für die Hausfrau nämlich nicht, für sie ist es «ihre» Welt. Und umgekehrt: In dem Arbeitsbegriff, wie er in den Arbeitsmarktanalysen benutzt wird (auch wohl in der zugehörigen Soziologie), stecken ja schon begriffliche Vorentscheidungen drin, die ich nicht übernehmen will und kann, nämlich die Verengung des Blicks auf eine durch Entlohnung sichtbar gemachte Arbeit. Der unsichtbare Anteil dieser Arbeit, den zum großen Teil die Frauen tragen, fällt aus der Bewertung heraus, ist auch nicht so einfach meßbar. Daß es in unserer Gesellschaft üblich ist, diesen Anteil zu verschweigen, heißt doch nicht, daß er deshalb nicht existiert. Gerade diese verborgene «doppelte Rechnungsführung» müßte die wissenschaftliche Analyse herausarbeiten. Die Hausfrau spürt, daß sie die «Kosten» für etwas trägt, das hartnäckig verleugnet wird: *da sitzt der Widerspruch, daran entzündet sich ihr Widerstand.*

Für meine Vorstellung von feministischer Wissenschaft ist zentral, daß das Denken von diesen realen Kämpfen — als den *wirklichen* Widersprüchen — seinen Ausgang nimmt. Nur so kommt auch das Vermeiden von Kämpfen,

kommen die «miesigen Kompromisse», von denen Du sprichst, genau in den Blick.

— heißt auch: die Normen des Wissenschaftsbetriebs infragestellen

WALSER: Wir stoßen immer wieder auf dieselbe Schwierigkeit: Die Frauen erfahren Widersprüche, die ihnen bisweilen lösbar erscheinen mögen, die aber, das sagen wir, individuell nicht lösbar sind, da es sich um *strukturelle* Widersprüche handelt. Die auf Hausarbeit verpflichteten Frauen stehen, so meinen wir, im Schnittpunkt unterschiedlicher Interessen, die ihre Ursache in ganz bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen, etwa jener verborgenen «doppelten Rechnungsführung» haben. Das wäre *eine* Widerspruchsebene. Eine andere Widerspruchsebene sind die (zwischen uns strittigen) Kompromisse, die die Subjekte selbst mit ihrer Situation eingehen. Diese *subjektiven Lösungsversuche* der Frauen sind widersprüchlich, sie haben nicht nur schwache, sondern auch starke Seiten. Diese zu analysieren, halten wir für eine Voraussetzung jeder Veränderung, sie zu verstehen, für eine Voraussetzung jeden Kampfes. Die Marxisten bleiben immer nur auf der Ebene der objektiven Struktur des Systems, um die Ebene der subjektiven Kompromisse haben sie sich nie gekümmert. Was wir suchen, ist die Verbindung zwischen beiden Ebenen.

DUDEN: Eure Thesen machen auf mich manchmal den Eindruck eines verzweifelten Beweisgangs, den Ihr entlang empirischer Fakten unternehmen wollt, indem Ihr immer weiter differenzierend die Verhaltensweisen der in das Hausfrauenschicksal verstrickten Frauen benennen und womöglich auflisten wollt. So als ob ein solcher Beweisgang eine, wie Ihr selbst sagt, fehlende Theorie des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs zwischen der subjektiven und der objektiven Seite vielleicht doch noch zutage fördern könnte. Zur Konzipierung von feministischer oder frauenorientierter Wissenschaft scheint es mir dringend nötig, nicht nur von einfachen Funktionsbestimmungen auszugehen, die beschreiben, wie Hausarbeit funktioniert, und dann, wie Ihr es tut, diesen Funktionen realistischere Begriffe hinzufügen, aufzusetzen («Arbeit», «Beziehungsarbeit»), darunter auch entlarvende Begriffe («Ausbeutung») —

KONTOS: Für mich ist und bleibt zentral das Problem, warum Frauen nicht nach Belieben verweigern können, selbst wenn sie Lust dazu hätten. Und warum wird in ihrem Bewußtsein selbst noch das, was sie oft als «Scheißleben» sehen, umstilisiert? Was zwingt sie, diesen Widerspruch derart zu leben?

BOCK: Wenn ich als Historikerin von den Kämpfen der Frauen ausgehe, so gehe ich von einem nicht-positivistischen Widerspruchsbegriff aus, einem Widerspruch, der nicht zusammenfällt mit dem zwischen den einzelnen Kämpfenden und Nicht-Kämpfenden. Wer heute sich zur Wehr setzt, kann morgen demoralisiert sein, und umgekehrt. Es ist ein Widerspruchs- und auch ein Widerstandsbegriff, der nicht primär personengebunden ist, sondern sich auf Massenverhalten bezieht, das historisch sichtbar zu werden beginnt. Dieser Widerspruchs- bzw. Widerstandsbegriff geht durch die Kämpfenden und Nicht-Kämpfenden hindurch, ohne gänzlich in ihnen aufzugehen.

DUDEN: In Euren Thesen fallen die Dinge auseinander: Ihr dividiert den gesellschaftlichen und den «persönlichen» Teil auseinander (das ist das, was Ihr tut; obwohl Ihr *weiß*, daß das «Persönliche das Politische ist!): Ihr geht aus von den Verweigerungen der Frauen, von Streik, Scheidungen usw. Dann,

im zweiten Teil, wo Ihr Eure Theorie der Hausarbeit entwickelt, beschreibt Ihr lediglich die Hausarbeit in ihren einzelnen Funktionen, und zwar als Zumutungen, die von außen an die Frauen herangetragen werden, die sie ihrerseits allerdings auch mit bestimmten Hoffnungen verbinden. Aber auf die anfangs genannten Kämpfe, die diesen familialen Raum sprengen, kommt Ihr nicht mehr zurück. Tätet Ihr das, Ihr kämet zu ganz anderen Ergebnissen...

Sprecht ihr vom «strukturellen Widerspruch» der Hausarbeit, dann meint ihr wiederum das Auseinanderfallen von psychischer und repetitiver Arbeit. Die psychische Arbeit teilt Ihr wiederum auf in eine «Disziplinierungsarbeit» im Dienste des Kapitals und in eine Arbeit mit emanzipatorischem, ja anti-kapitalistischem Charakter («Gegenwelt», «eigentliches Leben»). Ihr nennt diese Art Arbeit «Liebe ohne Leistung». Für alles das könnt Ihr empirische «Beweise» antreten. Wäre es hier nicht an der Zeit, einmal die Erhebungsmethoden zu problematisieren, auf die Ihr Euch verpflichtet fühlt, zu denen Ihr womöglich auch verpflichtet seid? Wir haben als Historikerinnen heute, zunehmend mit der mündlichen Geschichtsschreibung, dieselben Schwierigkeiten. Was heißt «Ausgehen von den Betroffenen»? Ihr Selbstverständnis, die Selbstdeutung der Befragten *im gesellschaftlichen Zusammenhang* beim Wort zu nehmen und gerade nicht «subjektive Erfahrung» und «objektiven Zusammenhang» erneut auseinanderfallen zu lassen. Das aber setzt einen *Begriff vom Selbstverständnis* voraus, der in die Fragen an die «Betroffenen» eingeht, in die Haltung des Fragenden wie in die einzelnen Formulierungen. Mit anderen Worten: Ein solches Vorgehen muß sich m. E. *explizit* absetzen von einem naiven Lesen dieses Selbstverständnisses der Betroffenen. Auch Helge Pross geht vom Selbstverständnis der Betroffenen aus — und nimmt es beim Wort, ohne die Machtverhältnisse zu reflektieren, die in diesen Worten wirken. Alles kommt darauf an, das Selbstverständnis der Frauen lesen zu lernen. Das heißt als Wissenschaftlerinnen in den Formulierungen der alltäglichen Erfahrungen von Frauen die Brüche, die Widersprüche aufzufinden, das Schwanken zwischen zugemuteter Norm und gelebter Realität, die Verschränkungen zwischen beiden.

BOCK: Noch einmal zur, wie Ihr es nennt, «positiven Seite» im Selbstverständnis der Hausarbeiterinnen, zu ihren Hoffnungen auf Selbstverwirklichung in der Unmittelbarkeit von Beziehungen. Diese Unmittelbarkeit, von der Ihr mit den Augen der Frauen spricht, die lebendiger Teil solcher Beziehungen sind — ist problematisch. Gerade in ihren Selbsterfahrungsprozessen haben Frauen diese Entdeckung gemacht. Sie haben unter vielem andern eines gefunden: daß die unmittelbare, glückversprechende Dimension von persönlichen Beziehungen und besonders von Sexualität, daß diese Unmittelbarkeit schon Produkt gesellschaftlicher Wirklichkeit ist. Denn es ist ein Produkt dieser unserer Gesellschaft, daß all unsere Bedürfnisse nach Entfaltung und Glück auf den Bereich des Persönlichen und der Sexualität projiziert werden. Ihr nennt das «Liebe ohne Leistung». Ich halte dagegen an der Durchgängigkeit von «Arbeit» fest, an der Verwertbarkeit auch dieser Art Arbeit durch das Kapital. Das Kapital, scheint mir, hat es doch schlauer gemacht: Gerade über die Hoffnung auf Gegenwelterfüllung — diese ganze Dimension des vermeintlich Unmittelbaren funktioniert fürs Kapital, hält die Frauen fest in ihren Dienstleistungen, bindet sie an den Unterdrückungsmechanismus. Was nicht heißt, daß sie sich widerstandslos fügen.

Es käme also darauf an, das politisch-gesellschaftlich Vermittelte nicht unter der Hand wieder in ein Unvermitteltes zu verzaubern.

Wer forscht und zu welchem Zweck? Frauenstudien in den USA

Aus dem Amerikanischen von Barbara Duden

Vor sieben Jahren sind in den USA die ersten Seminare über «women's studies», Frauenstudien, entstanden. Seitdem gibt es sie in vielen akademischen Institutionen: 1976 etwa 8500 Dozent(inn)en an 1500 Colleges. Welche Erfahrungen haben wir dabei gemacht? Was haben wir mit ihnen erreicht, was durch sie gelernt? Die Antwort ist alles andere als einfach. Ohne Zweifel war die Einrichtung von Frauenstudien ein Ausdruck unserer Macht. Frauenstudien entstanden unmittelbar durch Initiative von

Frauen, die überall, von den Seminaren bis zum Präsidialamt, die sexistische Struktur des Ausbildungssystems angriffen und Lehrveranstaltungen forderten, die unseren Bedürfnissen entsprachen, die Vorurteile der männlichen Lehrenden bloßstellten und ihre Macht und ihr «Expertentum» in Frage stellten. Noch bevor sie offiziell als Programm institutionalisiert wurden, waren *Frauenstudien auf dem Campus lebendig*. Hier problematisierten Frauen ihre Situation in und außerhalb der Universität, entwarfen eine Strategie ihrer Kämpfe. Trotzdem war die Einrichtung offizieller women's studies von Anfang an eine zweiseitige Waffe. Einerseits eröffneten sie uns *Zugang zu Mitteln*, die wir oft für unsere Kämpfe nutzen konnten: vom Versammlungsraum bis zum Kopiergerät, vom Geld für den Druck unserer Infos und Flugblätter oder für die Verbreitung von Filmen und Videobändern bis hin zur Stadtteil-Zeitung, die mit Hilfe von women's studies herausgegeben werden konnte. Frauenstudien verschafften uns Zugang zu Geld, Zeit und Einrichtungen, die wir nutzen konnten, um uns mit anderen Frauen zu treffen, Informationen zu sammeln und zu verbreiten, *Frauenkämpfe sichtbar zu machen, zu organisieren und zu reflektieren*.

Andererseits aber mußten unsere Frauenstudien von Anfang an den Versuch von Staat und Universitätsverwaltung abwehren, sie gleich auf doppelte Weise zu nutzen: Daß Frauenstudien unsere Kämpfe von der Straße wegholen und in die akademischen Mauern verbannen könnten, war offensichtlich ein Aspekt für die Entscheidung der Regierung, uns diese Programme zu bewilligen. Darüberhinaus ermöglichten sie, daß der *Staat seinerseits Frauen studiert*. Wohl dosierte Finanzierung, administrative Kontrolle der Lehrveranstaltungen und Stellenbesetzungen sowie die unmittelbar vom Staat bewilligten Gelder für women's studies-Programme erlaubten nun, Frauenstudien unmittelbar zur Forschung über Frauen zu benutzen und Informationen aus erster Hand über unsere Lage und unsere Kämpfe zu sammeln. Auf diese Weise sind women's studies oft wirksamer Hebel für eine effizientere kapitalistische Durchdringung unseres Lebens geworden, Zentren für «wissenschaftliche» Erforschung von Familien-«Problemen» und Familienplanung, von sexuellen «Verhaltensmustern», von «Geschlechterrollenstereotypen», der Produktivität von Hausarbeit usw. An diesem Punkt werden Frauenstudien besonders gefährlich: Nicht nur trägt unsere Mobilisierung zu Programmen bei, die gegen uns selbst gerichtet sind, gefährlich sind sie auch deshalb, weil sie von Frauen *geleitet* werden. Das schwächt unsere Fähigkeit, sie als das zu erkennen, was sie sind. Eine häufige Erfahrung an den amerikanischen Universitäten: die Demoralisierung derjenigen Frauen, die nach einem langen Kampf zur Durchsetzung und Festigung von women's studies mit ansehen mußten, wie ihre Anstrengungen durch die Ernennung «professioneller Feministinnen» zunichte gemacht wurden. Wie deren Absichten sich nun als das genaue Gegenteil von dem herausstellten, was zuvor in Kämpfen durchgesetzt worden war.

Es ist wichtig, diese Erfahrungen zu überdenken, decken sie doch Probleme auf. Hauptproblem: die *Annahme, Frauenstudien seien an sich schon und mit Notwendigkeit ein feministisches Projekt*. Diese Annahme ist gefährlich, weil sie dreierlei außer acht läßt:

- 1) Frauenstudien sind eine akademische Institution, die von der Universitätsverwaltung institutionalisiert, kontrolliert und gefördert wird; wieweit wir sie für unsere Ziele auf Dauer nutzen können, hängt allein von unseren Kämpfen ab, nämlich das zu erreichen, was wir wollen.

2) Über Frauen zu forschen ist nicht von sich aus unbedingt feministisch, denn die Frage ist: *Wer forscht und zu welchem Zweck?*

3) Die einzige richtige Ausbildung, die wir je bekommen, ist das, was wir im Verlauf unserer Kämpfe lernen. Folglich sind Frauenstudien entweder für unsere Kämpfe nützlich, oder sie sind dazu verurteilt, lediglich akademische Innovation zu bleiben, die bestenfalls nützlich, schlimmstenfalls gefährlich ist, erlaubt sie doch, uns unter der Flagge des Feminismus kontrollierbar zu machen.

Erst wenn wir uns diese Voraussetzungen klarmachen, können wir einigen der Fallen entgehen, in die Frauenstudien oft gegangen sind. Denn aus women's studies sind nicht nur Zentren der Forschung über Frauen geworden, sondern sie wurden auch *Selbstzweck*, dem unnötige Energien geopfert wurden. Solche Entwicklung ist in den letzten Jahren sichtbar geworden, als nämlich mit dem Rückgang der Studentenzahlen viele women's studies-Programme aufgelöst bzw. drastisch gekürzt werden sollten. Seitdem ist der Kampf um die Erhaltung der Frauenstudien nicht selten zur Vollzeitbeschäftigung der betroffenen Frauen geworden; sie setzen all ihre Energien im tagtäglichen Kleinkrieg mit der Bürokratie ein, so daß sie von den laufenden Kämpfen anderer Frauen abgeschnitten sind. Aber gerade das ist nicht Sinn der Frauenstudien, was wiederum nicht heißt, daß wir nicht um ihre Erhaltung kämpfen sollten. Wir müssen uns jedoch genau fragen, *um was wir kämpfen*. Frauenstudien sollten wir lediglich als *mögliches Mittel* ansehen, dessen Erfolg immer wieder daran gemessen werden muß, wieweit es unsere gesellschaftliche Macht zu stärken erlaubt.

Es ergeben sich also unterschiedliche Strategien: Die eine führt zu Frauenstudien, deren einziger Zweck es ist, sich selbst zu perpetuieren und damit als Verkörperung eines schon realisierten Feminismus, also wirklicher Macht von Frauen, zu erscheinen. Die andere sieht Frauenstudien in engem Zusammenhang mit den Kämpfen von Frauen. Sie kann deshalb die Stärke dieser Kämpfe als Druck auf Regierung und Universitätsverwaltung nutzen. Das aber heißt: Unser wichtigstes Ziel ist, die Isolation zu überwinden, in der wir in- und außerhalb der Wissenschaft leben. Jede Frau, die an einer Universität gearbeitet hat, weiß z. B., daß wir derart voneinander getrennt gehalten werden (Studentinnen von Sekretärinnen, Putzfrauen von Mensa-Arbeiterinnen), daß wir häufig die Arbeitsbedingungen anderer Frauen an der Universität überhaupt nicht wahrnehmen. Frauenstudien können eine wichtige Funktion dabei haben, Frauen ihre eigenen Arbeitsbedingungen und ihre Kämpfe um Veränderung sichtbar zu machen. In einem Fall ist dies versucht worden. Frauen wandten sich gegen die künstlichen Job-Klassifizierungen, mit denen die Verwaltung Lohnunterschiede aufrecht halten und eine beträchtliche Menge von Lohnzulagen einsparen konnte. Das mag geringfügig erscheinen. Aber wenn Frauenstudien genau dies nicht leisten, dann lösen sie sich — was immer sonst dort studiert werden mag — unweigerlich von den Interessen der Mehrheit der Frauen und werden nicht stark genug sein, sich ohne Kompromisse und Produktivitätszwänge zu behaupten.

Benutzen wir Frauenstudien primär als Mittel für unsere Kämpfe und nicht so sehr als bereits eroberte Insel von Frauenmacht, dann heißt das auch, die *Selbstverwaltungs-ideologie* ablehnen, unter der so viele women's studies-Programme gelitten haben. Auch diese Ideologie beruht auf dem Irrtum, Frauenstudien seien eine Art Freiraum, nämlich nicht ein Feld *von Kämpfen*

neben anderen, sondern eine vermeintliche *Strategie der Befreiung*. Die Folge ist, daß wir schließlich mehr Zeit und Energie darauf verwenden, die spärlichen Mittel, zu denen wir Zugang haben, zu verwalten, statt uns dafür einzusetzen, mehr zu bekommen. Und weiter: Selbstverwaltung heißt immer, die *Effizienz* der Seminare in den Vordergrund rücken, vor allem bei den Frauen, die unmittelbar über Gelder und Entscheidungsbefugnisse verfügen. Statt uns als Schwestern in einem Kampf zu begegnen, treffen wir häufig eher als Arbeitgeberinnen und Arbeitnehmerinnen aufeinander — nur daß hier die unter Feministinnen üblichen Schuldgefühle lange Zeit diese Wirklichkeit verdecken. Der Fall der feministischen Dozentin, die, weil sie ein Seminar über Frauen macht, an die Studentinnen besonders hohe Leistungsanforderungen stellt und sich dabei noch völlig im Recht fühlt, ist typisch für die Arbeitssituation der meisten women's studies-Programme in den USA.

Zudem nötigt die Ideologie der Selbstverwaltung Frauen ständig, mehr und mehr von ihrer Zeit zu opfern, um dadurch mit den begrenzten Mitteln, die üblicherweise verfügbar sind, auszukommen. (Wen erinnert das nicht an die Hausfrau, die das spärliche Haushaltsgeld *streckt*?) Damit wird eine wirksame Spaltung unter Frauen hergestellt. So werden einige wenige von uns Disziplinierungsaufgaben gegenüber allen anderen übernehmen. Effizienz- und Leistungsstandards hochhalten, die Arbeitsproduktivität anderer Frauen, seien sie Lehrende oder Studentinnen, kontrollieren.

Frauenstudien stehen somit vor dem gleichen Problem wie die Häuser für geschlagene Frauen, die Selbsthilfekliniken und die Nothilfezentren für vergewaltigte Frauen. In all diesen Fällen hat die Bewilligung von Geldern für Frauen weibliche Manager, Verwalterinnen dieser Mittel geschaffen, die ständig gegen andere Frauen — ihre *«Klientel»* — ausgespielt werden. Auch bei Frauenstudien ist Selbstverwaltung häufig ein Instrument geworden, das die Kontrolle der Verwaltung über Forderungen und Kämpfe der Frauen in diese Programme einführte. Auf diese Weise konnte die staatliche Verwaltung eine unterbezahlte, unterbesetzte Belegschaft von Frauen halten, die dort Arbeitsbedingungen akzeptieren, die sie in keinem anderen Bereich der Universität hinnehmen würden. Und schließlich werden dennoch alle wesentlichen Entscheidungen von der Universitätsverwaltung getroffen, während uns nicht mehr als ein Budget zu verwalten zugestanden wird, das, verglichen mit den Fonds der meisten Universitätsinstitute, nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist.

Die Alternative: Wenden wir all unsere Energien auf, um *«es zu schaffen»* (wie arm auch immer, Frauenstudien sind doch *«an sich gut»*)? Oder tun wir uns mit anderen Frauen in- und außerhalb der Universität zusammen, um über diese Programme *die Mittel* durchzusetzen, die wir brauchen?

Die Frage ist also nicht, ob wir Frauenstudien wollen oder nicht wollen. Zweifellos ist allein schon ihre Existenz *für jede von uns* wichtig. Ihre Bedeutung aber liegt darin, daß sie uns *ein neues Feld der Auseinandersetzung* mit der Institution Universität, der Wissenschaft und dem Staat eröffnet haben, und nicht, daß sie an sich das Ziel unserer Kämpfe sind. Wie im Fall jedes anderen Kampffeldes hängt deshalb das, was wir von Frauenstudien haben (ob wir überhaupt etwas davon haben), von der Macht ab, die wir Frauen in- und außerhalb der Universität mobilisieren können, und von unserer Fähigkeit, Frauenstudien so zu nutzen, daß diese Macht wächst.

Auf dem Weg in den Staatsfeminismus?

Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Staat anlässlich der Auseinandersetzung um die Institutionalisierung von Frauenforschung an der FU Berlin

Wer die politische Stärke einer Bewegung an Ausmaß und Brutalität von Polizeieinsätzen mißt, kommt womöglich zu dem Ergebnis: Im Vergleich mit der Studentenbewegung vor zehn Jahren, aber auch mit neueren anti-kapitalistischen Bewegungen (z. B. Ökologiebewegung, Antikernkraftbewegung) wäre die neue Frauenbewegung für zumindest weniger radikal, wenn nicht überhaupt für unpolitisch zu halten. Auch umgekehrt wird gern der Beweis geführt: Der Staat müsse die Frauenbewegung seinerseits nicht so ernst nehmen, weil diese ihn nicht (mehr) offen und spektakulär angreife, sondern sich längst in Frauensubkultur und Innerlichkeit zurückgezogen bzw. in Sozialarbeit verwandelt habe. Läßt sich die Frauenbewegung wirklich so gut integrieren, oder ist in ihr eine Sprengkraft, die etwas zu tun hat mit ihrer ‚Unfaßbarkeit‘ im traditionell ‚politischen Bereich‘? Was bedeutet es, wenn der Staat gegenüber der Frauenbewegung nicht nur weniger ‚repressiv‘, sondern gelegentlich sogar in der Rolle des ‚Förderers‘, gar des ‚Innovators‘ auftritt?

Diese wahrhaft erstaunliche Bekundung eines berliner Senatsprechers (die uns mißtrauisch macht) soll Anlaß sein, um an einem Beispiel das derzeitige Verhältnis von Frauenbewegung und Staat genauer zu verfolgen.

Das Beispiel: Die berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung greift z. Z. eine Initiative zur Einrichtung eines Frauenforschungsinstituts an der FU Berlin auf; zwar läßt sie sich, durch die aufkommende Kritik aus der Frauenbewegung irritiert, von den inhaltlich bereits konkretisierten Plänen, insbesondere der Festlegung auf ein Zentralinstitut, verbal abbringen («Alles nicht so wörtlich gemeint»), verfolgt aber weiterhin das Ziel, Frauenforschung in der Universität zu institutionalisieren.

Die Vorgeschichte: Eine einzelne Wissenschaftlerin (derzeit beschäftigt im *Aspen Institute for Humanistic Studies**) reist 1977 studienhalber nach USA,

* Führt Tagungen für Wissenschaftler und Politiker auf höchster Ebene, zu aktuellen politischen Themen in aller Welt durch. Zielsetzung: Erarbeitung progressiver, Sozialtechniken zur schnellen Lösung brennender Probleme (z. B. Integration von Schwarzen und Frauen). Wird durch Ford- bzw. Rockefeller-Foundation finanziert.

schaut sich dort drei Frauenforschungszentren an, die mit der Etablierung von *women's studies* entstanden sind, schreibt anschließend einen Aufsatz, in dem sie diese Institute modellhaft darstellt und schlägt eine entsprechende Einrichtung in Berlin vor. Diesen Aufsatz schickt sie lange vor seiner Veröffentlichung (in: *Neue Sammlung, Zft. für Erziehung und Gesellschaft*, April 1978) im November u. a. an den berliner Wissenschaftssenator Glotz, der ein grundsätzliches Interesse an einer derartigen Einrichtung zu erkennen gibt. Im Januar '78 folgt der erste *Antrag auf Finanzierung der Planung eines Zentralinstitutes für Frauenforschung an der Freien Universität Berlin*, im Mai '78 wird ein im Titel gleichlautender, in den vierseitigen Ausführungen geringfügig modifizierter Antrag gestellt, der offenbar Grundlage der Senatsplanung werden soll. Bis zu diesem Zeitpunkt sind die Kontakte zwischen Dr. Hanna-Beate Schöpp-Schilling und dem Senator für Wissenschaft und Forschung von der Öffentlichkeit unbemerkt geblieben. Aber da ein Individuum mit großartiger und geradezu feministisch anmutenden Plänen nicht auf beratende Einzelkontakte verzichten kann, die zumindest sporadisch bis in die Frauenbewegung hineinreichen, blieben ‚Indiskretionen‘ nicht aus, und diese erreichten schließlich eine Gruppe, die sich bereits seit Monaten mit dem Problem der ‚Einrichtung eines Frauenforschungs-, Bildungs- und Informationszentrums‘ (FFBIZ) in Berlin herumschlug. Vor diesen Kreis, der stets öffentlich im Frauenzentrum tagte, gebeten, mußte Frau Schöpp-Schilling den fragenden Frauen die Existenz eines Antrags beim Senat zu geben, schwieg sich aber über weitere Aktivitäten aus, so auch darüber, daß sie in den nächsten Tagen (Mitte Mai) einen weiteren *Antrag auf eine ‚Vorkonferenz‘* zur Planung eines solchen Instituts formulieren würde, für die die staatliche Finanzierung mündlich wohl schon zugesichert war.

Gegen die Vorgehensweise der Antragstellerin verbreitete sich eine zunächst ‚moralische‘ und ‚personalisierende‘ Kritik: Daß eine Einzelne — hinter dem Rücken der Frauenbewegung und gleichwohl die Frauenbewegung im Rücken — klammheimlich dem Senator das vermeintliche Frauenwohl ans wahlkampfgeöffnete Herz legt, ohne sich vorher irgendeiner Frauenöffentlichkeit zu versichern, wurde scharf verurteilt. Handelte es sich aber vielleicht doch nur um ‚menschliche Fehler‘ in einer Sache, die letztlich dennoch den Interessen der Frauen zugute kommen könnte? Es wurde (und wird) die Möglichkeit beschworen, auf den ‚fahrenden Zug‘ aufzuspringen und seine Fahrtrichtung noch zu beeinflussen. Einflußnahme erschien vielen um so notwendiger, als sich später herausstellte, daß die Antragstellerin nicht nur der schwierigen Aufgabe des Antragstellens offenbar nicht ganz gewachsen war.

Die Lektüre der drei Antragspapiere, die auf massiven Druck der Frauenöffentlichkeit endlich zugänglich wurden, gab nicht nur Einblick in eine höchst unbedarfte Vorstellung von Frauenforschung: mehr als deutlich wurde der Zusammenhang zwischen den Inhalten des Antrags und der bisherigen Vorgehensweise.

Schon die Antragsprache verspricht, womöglich hinter dem Willen der Autorin, die Fortsetzung jenes bisher praktizierten, ungebrochenen Verhältnisses zur staatlichen Macht: Wenn ‚Frauenforschung‘ (bzw. deren Vorkämpferin/nen) an der Staatsmacht teilhaben soll, gilt es, so im Antragstext nachzulesen, sie zunächst einmal zu ‚erfassen‘, zu ‚koordinieren‘, zu ‚planen‘ und zu ‚leiten‘, kurz: zu ‚institutionalisieren‘, und dies nicht nur für Westberlin. Das aber schreibt die strenge Trennung von forschenden Subjekten und zu erforschenden Objekten noch einmal fest, wie sie im traditio-

nellen Wissenschaftsbetrieb ohnehin an der Tagesordnung ist. Dann: Nur «qualifizierte» Wissenschaftlerinnen sollen über Betroffene forschen, d. h. solche, die den universitären Selektionsprozeß erfolgreich (erfolgreich für wen?) durchlaufen haben. Und weiter: Den Anträgen zufolge hat die «Frauenfrage» nichts mit gesellschaftlicher Macht und sozialen Bewegungen zu tun, sondern wird schlicht als Problem «geschlechtsspezifischer Rollensereotype» gefaßt. Es kommt also darauf an, den «geschlechtsspezifischen Faktor» zu «überwinden» und derart sich «im Vollzug dieser Aufgabe» gegenüber dem bestehenden Wissenschaftssystem sowie gegenüber dem Staat dienlich zu erweisen.

Wie? — Dem Staat soll durch «Entscheidungshilfen für weitere Gesetzgebung und Maßnahmen zum Abbau geschlechtsspezifischer Diskriminierung» zugearbeitet werden, der Wissenschaft mit einer «Erhöhung ihres Wahrheitsgehalts und damit (ihrer) Wissenschaftlichkeit», die sich aus der Kritik des «subjektiven» (geschlechtsspezifischen) Faktors anscheinend von selbst ergibt.

Zur «Bewältigung dieser Aufgabe» soll es nun eines «leitenden Institutes» bedürfen, entsprechend straff von oben nach unten gegliedert; für die dreijährige Planungsphase wird eine Stellenhierarchie mit dreifach abgestufter Aufgabenkompetenz bei vier Planstellen im Antrag bereits festgeschrieben. (Eine der Stellen, wohl für die Antragstellerin selbst, soll mit uneingeschränkter Leitungsvollmacht ausgestattet sein.)

Der Initiativ-Antrag ist nun vorerst in der Senatsschublade verschwunden. Das Faktum wurde dennoch geschaffen, ohne Rücksicht auf die bereits öffentlichen Proteste: Das einzige Universitätsgremium, in dem der Staat die Hälfte der Stimmen hat, das Kuratorium der FU, hat auf Antrag des Senators für Wissenschaft und Forschung am 7. Juli die «Gründung eines Wissenschaftsbereichs für Frauenfragen an der Freien Universität Berlin» kurzerhand beschlossen. Die «inhaltliche und organisatorische Konzeption einer solchen Einrichtung» sei in einer nunmehr zweijährigen Planungsphase zu entwickeln. Dazu wurden drei Stellen (zwei Planerinnen, eine Sekretärin) bewilligt. Ein Beratungsgremium von Frauen, die der Universitätspräsident benennt, wird der «Einrichtung» zugeordnet sein.

Warum soll Frauenforschung gegenwärtig mit aller (Staats-)Macht institutionalisiert werden?

Hintergründige Erklärungen nach dem Muster: Der Staat will die Frauenbewegung integrieren und kanalisieren, um ihr die Spitze abubrechen, hat der zuständige Senator Peter Glotz — durchaus vordergründig — bereits vor anderthalb Jahren selbst gefunden. In einer Rezension des Buches «Sexismus» von Marie Louise Janssen-Jurreit (FR 5. 2. 1977) appelliert Glotz, damals noch parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, ganz offen an «etablierte Linksparteien und Gewerkschaften», die «Impulse eines reflektierten Feminismus» doch jetzt «aufzunehmen», solange sie nämlich noch integrierbar seien. Gefahr drohe von der Frauenbewegung deshalb, weil sie den traditionellen Rahmen der öffentlich-politischen Auseinandersetzung verläßt: «Der Konfliktstoff, der auf der Straße und im Betrieb nicht zünden wollte, explodiert in Küchen und Schlafzimmern», zitiert Glotz zustimmend. Und wieder Glotz selbst: Eine derartige «Massierung punktueller Systemveränderungen» müsse nach

wohl für Politik halten, die gar zu einer «Veränderung der Produktionsverhältnisse» führen könne. Was Glotz (noch mehr) fürchtet: «Eine volle Konfrontation mit stärker werdenden feministischen Organisationen».

Inzwischen orientiert sich die staatliche Integrationspolitik an dezidierten Einsichten. Nachzulesen beispielsweise in einem kürzlich erschienenen ganzseitigen Zeitungsartikel, verfaßt von der Ehefrau des Berliner Senators Glotz, Dr. Anke Martiny. Während eines USA-Aufenthaltes hatte sie sich mit der Arbeit des dort inzwischen staatlich integrierten Teils der Frauenbewegung vertraut gemacht: «Die amerikanische Frauenbewegung ist von einem Realitätssinn geprägt, der auch die Anpassung an ein langsames Reformprogramm «schafft». Der deutschen Frauenbewegung sollte das Mut geben.» (FR 8. 7. 1978)

Mut gibt es eher den «weitsichtigen» unter den Männern der Politik. Vertreterinnen eines «realistischen Feminismus» (Herr Glotz) mit «realistischem Gefühl für das Machbare» (Frau Glotz) werden dankbar zugelassen, das Geschäft zu betreiben, aus dem sich die Frauenbewegung bisher wohlweislich herausgehalten hat.

(1) Dreist rückt sich der Staat selbst ins Licht des wahren «Bewegers» gegenüber einer angeblich nicht existenten Politik der Frauen an den Hochschulen. Eine «Reform von unten» sei, so der Senatssprecher, nicht zu erwarten, also muß die «Reform von oben» her. Die ist natürlich darauf bedacht, jede (ihn legitimierende) Initiative von «unten» aufzugreifen, wann immer sie sich regt, weshalb der Staat auch gar nicht auf das nun einmal vorliegende Antragspapier *inhaltlich* festgelegt sein will. Diese neuerdings zur Schau getragene Offenheit — selbst (problematisches) Ergebnis des gesellschaftlichen Drucks der Frauenbewegung gegen das dem Senat vorgelegte Konzept von Frauenforschung — wird mit dem Argument gegen die Frauen gewendet, sie seien unpolitisch und stellten keine Forderungen: immer ausgerichtet auf die gewohnten politischen «Verkehrsformen», an denen es der Frauenbewegung mangle. In dieser Auffassung trifft sich der Staat mit den «politisch bewußten» Uni-Männern, die auch nicht müde werden, die Frauenbewegung für «unpolitisch» zu halten.

Unpolitisch allerdings, wenn man darunter ihre Verweigerung von Antragspolitik, Personal-, Stellen- und Stellvertreterpolitik versteht sowie das damit verbundene Antichambrieren in Senatsräumen. Ebenso wie die Weigerung, auf dies Weise Politik «zu machen», Staats- und Uni-Männer beunruhigt, sind auch viele Frauen verunsichert: Schließlich haben sie lange genug gelernt, sich selbst und ihre Kämpfe zu verleugnen (allenfalls haben sie mal was von ihren «Defiziten» gehört), und spätestens als Studentinnen ist ihnen was beigebracht worden, was man(n) unter «Politik» zu verstehen hat und wie diese, z. B. gegen das sog. Private, abzugrenzen sei. Der widersprüchliche weibliche Lebenszusammenhang, der Frauen oft daran hindert, (auch) zu ihrer Stärke zu stehen und damit immer wieder Schwäche produziert, wird von cleveren Staatsvertretern zur Schwächung und Spaltung der Frauen benutzt. Dabei wird ins Kalkül genommen, wie leicht Frauen sich entmutigen lassen, wenn der Eindruck erweckt wird, es gäbe keine richtige «politische» Frauenbewegung.

(2) Der Staat läßt die konservative Universität erledigen, was ihm sonst selbst auferlegt wäre. So kann er ohne Risiko als «Innovator» auftreten. Er nutzt seinen Einfluß, um der Uni etwas «emanzipatorisches» aufzuzwingen, dessen inhaltliche Ausgestaltung ihr dann wieder überlassen wird, was heißt: es wird nichts Neues dabei herauskommen. Denn die Frauenforschung

wird so notwendig den Geboten des universitätsspezifischen Qualitäts- und Qualifikationsfetischismus unterworfen sein. Zudem wird sie unmittelbar an die existenziellen Berufs- und Ausbildungsinteressen der Studentinnen und Dozentinnen gebunden. In dieser Weise geprägt, wird sich ein offizielles Verständnis von «feministischer Wissenschaft» herausbilden und durchsetzen.

(3) In der Rolle einer «sozialen Bewegung» macht sich der Staat vor allem deren Mangel zunutze: Er tritt ohne Geld auf. Es sollen, abgesehen von der Planungsphase, keine Senatsmittel für die vom Senat beantragte «Einrichtung» ausgegeben werden. Nur die Überführung der Forschungsinitiativen in die Universität läßt sich der Staat etwas kosten. Aber schon dabei übernimmt er nur die Finanzierung einer der beiden Planstellen, und beide Planerinnen sind gehalten, sich mit den Entscheidungsgremien und dem Präsidenten der FU, dem sie direkt unterstehen, zu arrangieren. Nach den zwei Planungsjahren wird die Finanzierung des neuen Instituts von den Frauen innerhalb der Universität in Konkurrenz zu den anderen Wissenschaftsbereichen jeweils durchzuzuechten sein, da für Frauenforschung, das steht heute schon fest, keine gesonderten Mittel zur Verfügung gestellt werden. Das paßt zudem dem Staat in seine Dienstherrenpolitik: Die Universität soll gezwungen werden, neue und womöglich andere, in jedem Fall aber verschärft Prioritäten bei der Zuteilung der Haushaltsmittel zu setzen, d. h. die Effizienz der einzelnen Wissenschaftsbereiche zu überprüfen. Derart spannt der Staat zu allem die Frauen auch noch ein, um — unterm Vorwand eigener «Mittellosigkeit» — eine universitätsinterne wissenschaftspolitische Diskussion endlich in Gang zu bringen, d. h. seine Wissenschaftspolitik zu betreiben.

(4) Diese Praxis, Frauen in der genannten Weise zu benutzen, ohne Geld dafür ausgeben zu müssen, hat *Geschichte* und ist nur auf dem Hintergrund jenes grundsätzlichen Verhältnisses zwischen Frauen und Staat zu verstehen. Dessen aufgeblähte Existenz beruht weitgehend auf der unbezahlten (Reproduktions-)Arbeit vornehmlich von Frauen und verdeckt sie zugleich. Als «Hausfrauen» in und außerhalb von Familien, als Sozialarbeiterinnen, Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern, Lehrerinnen ... und neuerdings auch als «Projekt»-Arbeiterinnen (im Rahmen der Frauenbewegung) nehmen Frauen dem Staat kostensparende Dienstleistungen ab.

Gefährdet ist dieses staatlich-patriarchalische Ausbeutungsverhältnis zwischen Frauen und Staat zwar längst durch den Widerstand der Frauen gegen unbezahlte Arbeit. Seit es die organisierte Frauenbewegung gibt, die als ein Kampf gegen unbezahlte Hausarbeit (im weitesten Sinn) verstanden werden muß, wird diese Arbeit zunehmend sichtbar. Aber die «Explosionen in Küche und Schlafzimmer» sind noch nicht genügend mit den feministischen Analysen zusammengekommen. Immer wieder laden sich Frauen in den Universitäten «freiwillig» Mehrarbeit auf, leisten sie psychische Hausarbeit — zur Vermenschlichung von Wissenschaft und Politik. Wie viele Seminare werden heute durch unermüdete «Beziehungsarbeit» von Frauen arbeitsfähig bzw. überhaupt zusammengehalten? Wieviel Frustration in politischen Gruppen bzw. Arbeitsgruppen aufgefangen?

Diese weibliche Mehrarbeit ist nicht bloß Konsequenz der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die natürlich auch in die Hochschule hineinreicht. Frauen arbeiten auch deshalb so viel mehr, um sich das «Privileg», überhaupt in der (Männer-)Universität arbeiten zu dürfen, sozusagen immer neu und nach allen Seiten zu «verdienen». Die eigene Subjektivität, auf deren

Bedeutung für Frauenforschung und Frauenseminare mit Recht immer wieder bestanden wird, muß bewußt und scheinbar «egoistisch» nicht nur «gegen» Männer, sondern auch «gegen» andere (unterprivilegierte) Frauen durchgehalten werden, deren Lage es «eigentlich» zu verbessern gilt. Diese widersprüchliche Situation trägt dann oft zu einer (wieder einmal) falschen Trennung zwischen «Subjektivem» und «Objektivem» bei: In Frauenseminaren darf frau von sich selbst ausgehen; in der Forschung (z. B. Diplomarbeiten) werden die «Privilegien» abgearbeitet, da geht es dann um die Probleme «anderer» Frauen.

Solange andere Frauen ihre eigene «Subjektivität» nicht in die Uni einbringen können, weil sie dort nichts zu suchen haben, dürfen Studentinnen auch ihre eigenen Bedürfnisse nicht recht ernst nehmen, können sie Mehrarbeit nicht guten Gewissens verweigern und für sich selbst kein Geld fordern! D. h. Frauenbewegung an der Uni kann nicht recht stark werden, solange sie von den außeruniversitären Frauenkämpfen abgeschnitten ist, und ebenso stumpf bleibt in dieser Situation die Waffe der (akademischen) Frauenforschung.

(5) Der empfindlichste Integrationseffekt dieser staatlichen Frauenpolitik liegt entsprechend in der Abtrennung eines Frauenforschungsinstituts von den Frauen außerhalb der Universität. Die Konzeption eines Zentralinstituts an der FU z. B. müßte den staatlichen Legitimationscharakter der Forschung nicht einmal so deutlich herausstreichen, wie es die Antragstellerin so bereitwillig getan hat. Denn durch das Heraushalten von Frauenkämpfen aus der Uni könnte noch der fortgeschrittenste wissenschaftliche Ansatz umgebogen werden. Selbst weitreichende Modelle von «Handlungsforschung», etwa (zu deren Prinzipien es gehört, die Betroffenen an der Forschung zu beteiligen und die Forscher in das «soziale Feld» zu integrieren) können ohne entsprechende institutionelle Voraussetzungen die Subjekt-Objekt-Spaltung der universitären Wissenschaft nicht angehen.

Hinzu kommt noch, daß die staatliche Institutionalisierung von Frauenforschung und -lehre an der Hochschule auf die Auslagerung von Frauenfragen aus den einzelnen Studiengängen zielt. Soll doch die mit dem Hochschulrahmengesetz eingeführte Regelstudienzeit mit einer Studien- und Prüfungsreform verbunden werden, bei der die Studiengänge von allem überflüssigen Ballast «entschlackt» und auf «das Wesentliche» konzentriert werden. Zur Bestimmung des Wesentlichen sollen aus einer stärkeren «Berufsorientierung» des Studiums Kriterien gewonnen werden (weshalb in den Studienreformkommissionen auch Vertreter der «Abnehmerorganisationen» sitzen). In solcherart gesäuberte Studiengänge passen z. B. Frauenseminare nicht hinein. Diese Auslagerung von Frauenforschung und -lehre aus den fachspezifischen Studiengängen würde eine Trennung auch von der inneruniversitären Frauenbewegung bedeuten. Wo es in der Uni immerhin Ansätze und Kämpfe gibt, wo Frauen mühsam Stellen errungen haben, wo in Frauenseminaren Anfänge einer feministischen Wissenschaft entworfen werden, wo Frauen (als Frauen) die herrschende (Fach-)Wissenschaft kritisieren (anstatt nur einen Gegenstand «Frau» in den Blick zu nehmen), wo Verbindungen zur außeruniversitären Frauenbewegung schon bestehen ... überall dort wäre die Weiterarbeit gefährdet.

Das Konzept einer staatlichen Frauenforschung wird an Kämpfen und Verweigerungen am «defizitären Charakter der Frauenrolle» anknüpfen, von der Situation des Mangels und nicht der subversiven Stärke von Frauen aus-

gehen. Resultat eines solchen «akademischen Feminismus» kann nur die Institutionalisierung des Defizits sein. (Schließlich hat die von Männern dominierte Wissenschaft, soweit sie sich mit Frauen überhaupt befaßt, die Frau immer schon als «Mangel» definiert. Bestes Beispiel: die Psychoanalyse.) Was bleibt: ein staatlich verordnetes Ghetto, eine Ecke für Frauen, in der sie ihre «Defizite aufarbeiten» dürfen.

Daß Frauen mehr wollen, als nur den Kanon des bestehenden Wissens um einen neuen Forschungsgegenstand «Frau» bzw. eine Fachdisziplin zu erweitern, dafür gibt es heute schon genügend Beispiele (und das FFBIZ hat diese Beispiele aufgegriffen). Skeptisch gegenüber dem geltenden Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, gegenüber den Institutionen, in denen ein bestimmtes Wissen bereits organisiert und sanktioniert ist, haben Frauen in der Universität Frauenseminare, Frauenstellen und nicht zuletzt die Sommeruniversitäten durchgesetzt. In ihren bisher durchgeführten autonomen Projekten lassen sich Frauenforschung und Politik nicht trennen. Frauen haben schließlich das Thema «Gewalt gegen Frauen», «unbezahlte Hausarbeit», «pharmazeutische Forschung» (Pille, Sterilisation in der Dritten Welt), «Gesundheitswesen» aufgegriffen, durch ihre Kämpfe überhaupt erst sichtbar gemacht und eine Forschung initiiert, die inzwischen allerdings immer stärker die Form unbezahlter Dienstleistungen angenommen hat und die damit an Grenzen gestoßen ist. Das ist der Mangel an institutioneller Absicherung und Koordination, genauer gesagt: der Mangel an Raum, Zeit und Geld.

Im FFBIZ sollten diese Forschungen materiell gesichert, aber *autonom* weitergeführt werden. Den bisherigen Erfahrungen entsprechend sollten nicht «Expertinnen» über «Opfer» forschen, sich Sozialtechniken zur Bewältigung des sog. Frauenproblems ausdenken; ein solches Zentrum sollte vielmehr in unmittelbarem Zusammenhang mit den Kämpfen der Frauen stehen. Damit wäre das FFBIZ auch für diejenigen Frauen offen, die sonst wenig mit Büchern zu tun haben, die aber die darin eingegangenen Erfahrungen brauchen.

Und weiter: Frauen wollen nicht nur *über* oder *für* Frauen forschen, sie wollen auch *als* Frauen forschen, was über die Grenzen «frauenspezifischer» Themen hinausgeht; auch das sprengt das Konzept eines universitären «Frauenforschungsinstituts»!

Anknüpfend an die Erfahrungen mit autonomen Projekten stellt(e) deshalb eine berliner Initiativgruppe von Frauen aus der Frauenbewegung (im weitesten Sinn) die *Doppelforderung*: Ein autonomes Frauenforschungs- und Frauenbildungsinstitut (FFBIZ) und Frauenstellen in *sämtlichen* Fachbereichen der Universität.

Es spricht einiges dafür, daß an dem Punkt, wo der Staat (wie es jetzt in Berlin geschieht) die Frauenbewegung nicht mehr ignoriert, sondern sie als «pressure group» behandelt, ein Teil der Frauen (vor allem die arrivierten) sich in die Bahnen offizieller Politik zwingen läßt. Ein «Staatsfeminismus» ist sicher auch bei uns auf lange Sicht nicht zu vermeiden — es gibt ihn bereits. Aber so wenig wie der Herr Professor recht hat, der nach einem halbjährigen USA-Aufenthalt die Amerikaner beneidet, weil sie eine «so schön etablierte Frauenbewegung» haben und die Frauen entsprechend «weniger aggressiv» seien als hier, wird sich die Bewegung hierzulande vollständig integrieren lassen. Das Problem ist, daß gerade wir Frauen auf Staatsgelder auf keinen Fall verzichten können, daß wir aber dafür kämpfen müssen, möglichst viel Geld unter Bedingungen zu erhalten, die unsere Kämpfe nicht schwächen, sondern vorantreiben.

«Dritte Welt» bei uns

Frauenarbeit und Kapitalakkumulation

WERLHOF: Die gesellschaftlichen Verhältnisse, d. h. die besonderen Formen, unter denen die einzelnen Gesellschaften produzieren und ihre Produkte verteilen — sind heute weniger denn je national begrenzt, noch können die Kriterien zu ihrer Analyse allein aus der gegenwärtigen, uns vertrauten westeuropäischen Gesellschaftsformation zureichend gewonnen werden. Die Frage ist, ob in dem, was wir als «kapitalistische Produktionsweise» zu denken gewohnt sind, nicht bestimmte Blickverstellungen eingeschlossen sind, die zu erkennen uns heute die Frauenbewegung aufdrängt. In zweierlei Hinsicht sehe ich erhebliche Konsequenzen für eine Kritik der Politischen Ökonomie: Zum einen für die *historische* Analyse, weil es ohne Kenntnis der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Frauenausbeutung in den gegenwärtigen und vergangenen Produktionsweisen nicht möglich ist, die Logik der unterschiedlichen Produktionsweisen im Lauf der Geschichte herauszuarbeiten. Zum anderen der *internationale* Aspekt, weil die Entwicklung außereuropäischer Gesellschaften und ihr Verhältnis zu Europa seit dem ausgehenden Mittelalter (und später auch zu den USA und anderen Ländern des «kapitalistischen Zentrums») ohne die Einbeziehung der sog. Frauenfrage in entscheidenden Punkten unbegriffen bleiben.

Welche Gründe gibt es für die Hartnäckigkeit, mit der die Frauenfrage aus der Gesellschaftsanalyse ausgeschlossen blieb?

WERLHOF: Unseres Erachtens kreist die gegenwärtige Debatte über die Bestimmung von Produktionsweisen und Produktionsverhältnissen zwar ständig um die Frauenfrage, ist sich dessen aber nicht bewußt. Ja, es scheint geradezu einen unbewußten Widerstand (es gibt ihn ebenso bei Marx und Lenin; und der hat allerdings mit der nur scheinbar banalen Frage zu tun, daß die Forscher in der Regel Männer waren/sind) gegen die befreiende Er-

kenntnis zu geben, daß sehr viele Fragen in diesem Zusammenhang Fragen nach den Frauen und dem Anteil ihrer Arbeit an der gesellschaftlichen Produktion sind. Erklärungsversuche der ›Heterogenität‹ (A. Cordova), ›Hierarchie‹ (S. Amin), ›Verflechtung‹ (T. Ph. Rey, E. Terray) und ›Ungleichzeitigkeit‹ (Mandel) von sozialen Verhältnissen machen stets vor der Frage Halt, wer denn eigentlich diejenigen sind, die die von der kapitalistischen ›Norm‹ abweichenden Produktionsverhältnisse im wesentlichen durch ihre Arbeit tragen. Ein weiterer Widerstand gegen die Einbeziehung der Frauenfrage liegt m. E. darin, daß für die Erste Welt eine ›Heterogenität von Produktionsverhältnissen in der Regel gar nicht erst in Betracht gezogen wird. Hier, bei uns, herrschen angeblich nur ›homogene‹ Produktionsverhältnisse, d. h. nur solche, die auf Lohnarbeit beruhen. Diese Behauptung ist nicht nur eurozentristisch und kapitalismusverherrlichend, weil im Vergleich dazu andere Produktionsverhältnisse allzu leicht als ›deformierte‹ und ›unterentwickelte‹ erscheinen. Die Behauptung ist zudem sexistisch, weil sie verschleiert, ja geradezu leugnet, daß auch bei uns (vor allem) Frauenarbeitskraft ›überausgebeutet, also unter ihren Reproduktionskosten entlohnt wird, ja daß die Hälfte aller geleisteten Arbeitsstunden überhaupt nicht entlohnt wird: daß unsere ›Deformierten‹ und ›Unterentwickelten‹ die Frauen sind. Unsere Kritik an der Produktionsweisen-Debatte lautet, daß sie alle nicht-entlohnten Arbeitsverhältnisse als außerhalb des Kapitalismus definiert und damit auch die entsprechenden Ausbeutungsformen nicht dem Kapital anlastet. Die Imperialismustheorie andererseits nimmt überhaupt nur Lohnarbeitsverhältnisse wahr. Dabei wird ›Arbeit‹ gleichgesetzt mit ›bezahlter Arbeit‹, und der riesige Bereich unbezahlter Arbeit gerät erst gar nicht in den Blick.

Wo kann eine analytische Arbeit ansetzen, die diese Kritik einbezieht?

WERLHOF: Rosa Luxemburg hat in ihrem Buch *«Die Akkumulation des Kapitals»* eine These entwickelt, die für unsere Fragestellung heute von großer Aktualität ist, die, wie ich meine, einen Weg zeigt, wie und mit welchen Konsequenzen die ›Frauenfrage‹ zu denken ist — Konsequenzen, die Rosa Luxemburg selbst nicht gezogen, wohl auch für diesen Bereich nicht gesehen hat. In ihrer Analyse stellt Luxemburg zunächst eine fortdauernde historische Gleichzeitigkeit von ›kapitalistischen‹ und ›nicht-kapitalistischen‹ Bereichen in der Dritten wie auch in der Ersten, in unserer Welt fest. Ihre Imperialismustheorie baut sie auf der Logik des Verhältnisses zwischen beiden Bereichen auf: *«Das Entscheidende ist, daß der Mehrwert weder durch Arbeiter noch durch Kapitalisten realisiert werden kann, sondern durch Gesellschaftsschichten oder Gesellschaften, die selbst nicht kapitalistisch produzieren.»* Damit wird neben einem bloß regional-geographisch und historisch verstandenen nun ein auch auf die Binnengesellschaft anwendbarer logischer Imperialismusbegriff eingeführt.

Wenn auch Luxemburg bei den Bauern als ›nicht-kapitalistischen Gesellschaftsschichten stehenblieb, so antworten wir heute auf die Frage, wer diese ›nicht-kapitalistischen Produzenten sind, also die, die nicht Waren gegen Lohn produzieren: Es ist die Mehrheit — Hausfrauen in der ganzen Welt, Subsistenzbauern beiderlei Geschlechts vor allem in der Dritten Welt und das Heer männlicher und weiblicher ›Marginalisierter‹ in der Dritten Welt und, heute zunehmend, auch bei uns. Die Aufgabe dieser Produzenten

ist die Herstellung und Erhaltung der Subsistenz- und allgemeinen Lebensgrundlage.

Im Kapitalakkumulationsprozeß hat diese Aufgabe die Funktion einer ›ursprünglichen‹ oder ›primitiven‹ Akkumulation. Schon nach Luxemburg ist diese primitive Akkumulation also weit mehr als ein nur historisches und einmaliges Ereignis beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus in Europa. Was bei Luxemburg neu gesehen wird, ist ein Prozeß *fortgesetzter* ursprünglicher Akkumulation als logischer und grundlegender Bestandteil des Kapitalverhältnisses innerhalb der Ersten und zwischen dieser und der Dritten Welt. Luxemburg sah im Agrarsektor den Ort dieses Prozesses, der die Kapitalakkumulation in der Ersten Welt bzw. in den Städten überhaupt erst ermöglicht.

Diesen ›Prozeß des Stoffwechsels‹ (Luxemburg) zwischen kapitalistischen und ›nicht-kapitalistischen Verhältnissen zwischen den Ländern und Kontinenten, innerhalb der einzelnen Länder, so zwischen Stadt und Land, nunmehr weiterzuerfolgen bis in die Mikroverhältnisse der einzelnen Gesellschaften, bis in die Reproduktionssphäre, bis in die Familien, bis in die Geschlechterbeziehungen hinein: das wäre die Aufgabe heute.

Die Frauenbewegung hat zwar die Einbeziehung der ›Frauenfrage‹ den Wissenschaften aufgedrängt. Ihrerseits hat sie aber bisher nicht, und das trotz der ›Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne, die internationalen Zusammenhänge von Frauenarbeit thematisiert. Auf theoretischer Ebene: Noch immer fehlt eine Erklärung dafür, daß die Hausarbeit dem Kapital ›subsumiert, aber dennoch nicht ›vergesellschaftet‹ ist.

WERLHOF: Die Frauenarbeitsdebatte in die Fachwissenschaften einzubringen, dazu gehören begriffliche Revisionen, die wir gerade erst wahrzunehmen beginnen. Was etwa heißt ›kapitalistisch‹ — im genau begriffenen Sinn — wenn das Kapitalverhältnis offensichtlich nicht nur Lohnarbeit hervorbringt? Wie können Produktionsverhältnisse, die ursächlich für die Kapitalakkumulation sind, auf die Dauer ›nicht-kapitalistische sein oder bleiben bzw. gar einer noch existierenden anderen Produktionsweise entstammen, wie auch Luxemburg noch geglaubt hat? Wieso sind Verhältnisse ›nicht-kapitalistisch, die das Kapital außerhalb der Sphäre der Lohnarbeit selbst neu schafft, um die Fortsetzung der ursprünglichen Akkumulation auch dort zu erzwingen, wo alles Vorkapitalistische bereits eliminiert ist?

Wenn ein fortgesetzter Prozeß ursprünglicher Akkumulation unabdingbare Voraussetzung der Kapitalakkumulation ist, hat das Folgen für unser Kapitalismusverständnis:

1. Wie, wenn das im Kapitalismus vorherrschende Produktionsverhältnis nicht einfach das Lohnarbeitsverhältnis wäre, sondern ein zweifaches Verhältnis, dessen eine Seite Lohnarbeit und dessen andere Seite Nicht-Lohnarbeit beinhaltet? Wenn es also typisch für dieses Produktionsverhältnis wäre, daß eines seiner Teilverhältnisse immer durch mindestens ein anderes ergänzt werden müßte? Demnach würden die Nicht-Lohnarbeits-Seite der fortgesetzten ursprünglichen, die Lohnarbeits-Seite der nachfolgenden Phase der ›eigentlichen‹ Akkumulation entsprechen.
2. Was würde dieses doppelgesichtige, nicht nur zum Kapital, sondern auch in sich widersprüchliche Produktionsverhältnis für die Klassenstruktur-analyse bedeuten? Es sind grundsätzlich und typischerweise Frauen, die

Nicht-Lohnarbeiter sind, und es sind typischerweise Männer, die Lohnarbeiter sind. (Eine Lohnarbeiterin ist immer zugleich auch Nicht-Lohnarbeiterin.) Ihr Verhältnis zueinander wäre ergänzend-widersprüchlich. Ergänzend im Sinne der Akkumulation des Kapitals samt seiner Vorbedingungen der Reproduktion von Arbeitskraft sowie ergänzend im Sinne der Lohnarbeiter, die als Subjekte ihr Leben reproduzieren möchten. Widersprüchlich wäre das Verhältnis zugunsten des Kapitals, weil es die Ausbeuteten spaltet, wie auch zugunsten der Lohnarbeiter, weil sie für ihre Form des Ausbeuteteins besser entschädigt werden, und das auch noch auf Kosten der Nicht-Lohnarbeiter(innen).

3. Zur Gewaltfrage, also der Durchsetzung dieses widersprüchlichen Produktionsverhältnisses: Es ist leicht festzustellen, daß die dem Prozeß der ursprünglichen Akkumulation zugerechnete Methode der Anwendung «außer-ökonomischer», also direkter, politischer Gewalt sich bis heute erhalten hat, obwohl ja der klassischen Theorie zufolge die Phase der ursprünglichen Akkumulation längst abgeschlossen ist. Nicht zufällig finden wir eben diese Art Gewalt in allen Bereichen der fortdauernden ursprünglichen Akkumulation, auch innerhalb unserer Gesellschaft: in der Familie, der Gewalt gegen Frauen überhaupt, der Gewalt im Reproduktionsbereich allgemein — sowie in der Dritten Welt.

Die gleichzeitige Entwicklung ökonomischer, also indirekter, struktureller und in die Ausbeuteten selbst hineinverlagertes Gewalt, die mit der Ausbreitung der kapitalistischen Warenproduktion durch Lohnarbeit einhergeht, hat eher zu einer allgemeinen Zunahme von Gewalt geführt, denn zu einer bloßen Ersetzung der einen durch die andere Gewaltform.

Wenn Gewalt gegen Frauen einen ausbeuterischen Zweck hat, wie unterscheidet sich diese Ausbeutung von anderen Ausbeutungsformen, und was heißt das in bezug auf die Klassenlage der Frauen?

WERLHOF: Zwei Fragen ergeben sich aus dem Gesagten:

- Sind mit dem Kapitalismus Sklaverei und Leibeigenschaft wirklich abgeschafft worden?
- In welcher Form werden solche Produzenten ausgebeutet, die nicht in Lohnarbeitsverhältnissen stehen?

Dazu: Dem Lohnarbeiter gehört sein lebendiges Arbeitsvermögen selbst. Er verfügt darüber, wenn auch gezwungenermaßen, über den Austausch. Der Sklave dagegen «gehört dem einzelnen, besonders Eigentümer, dessen Arbeitsmaschine er ist. Als Totalität von Kraftäußerung, als Arbeitsvermögen, ist er einem andern gehörige Sache und verhält sich daher nicht als Subjekt zu seiner besondern Kraftäußerung... Im Leibeigenschaftsverhältnis erscheint er als Moment des Grundeigentums selbst, ist Zubehör der Erde, ganz wie das Arbeitsvieh». (Marx, Grundrisse..., S. 368)

Wir haben bis heute die Klassenlage von Frauen nicht zu definieren vermocht. Jedenfalls sind sie keine, oder nicht nur Lohnarbeiterinnen. Wie, wenn die Frauen eine Klassenlage hätten, die Sklaverei, aber auch Leibeigenschaft gleichzeitig beinhaltete und außerdem der eines Pächters bzw. Parzellenbauers vergleichbar wäre (wobei die Arbeit insgesamt dem Kapitalverhältnis untergeordnet ist, ihr also kapitalistischen Charakter verleiht)?

Nach Marx kann es ein Eigentum an Produkten, also Sachen, und an Produktionsmitteln geben, d. h. dieses Eigentum ist ein Verhältnis, nämlich «Kom-

mando über die Arbeit». Das *Eigentum am Menschen selbst* (als Produktionsobjekt wie als Arbeitskraft) wird nur schwach thematisiert im Zusammenhang mit Sklaverei und Leibeigenschaft, nicht aber als möglicherweise *logischer Bestandteil aller Klassengesellschaften*, ja erste Form von Eigentum überhaupt. Das Proletariat wird sogar ausdrücklich als eigentumslos charakterisiert, so daß hier «auch alle Grundlagen der klassischen Monogamie beseitigt (sind) ... und ... damit auch jeder Antrieb (fehlt), die Männerherrschaft geltend zu machen». Angeblich sollte das Proletariat ja deshalb auch mit Leichtigkeit die Familie abschaffen können, denn was sollte hier vererbt werden? Die ungeheuren politischen und theoretischen Irrtümer, die in diesem Zusammenhang gemacht worden sind, lassen sich darauf zurückführen, daß das Eigentum des Proletariats an seiner Frau überhaupt nicht wahrgenommen wurde.

Daß es *Eigentum an Leibeigenen oder Sklaven wie am Boden* geben kann, erwähnt Marx in der Grundrententheorie, führt den Gedanken aber nicht systematisch aus. Das Eigentum an den Frauen wäre dem vergleichbar. Erst durch den Ehekontrakt würde die Frau wenigstens zum Besitzer von sich selbst: «Es ist ferner klar, daß in allen Formen, worin der unmittelbare Arbeiter «Besitzer» der zur Produktion seiner eigenen Subsistenzmittel notwendigen Produktionsmittel und Arbeitsbedingungen bleibt, das Eigentumsverhältnis zugleich als unmittelbares Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnis auftreten muß, der unmittelbare Produzent also als Unfreier; eine Unfreiheit, die sich von der Leibeigenschaft mit Fronarbeit bis zur bloßen Tributpflichtigkeit abschwächen kann.»

Eine Frau als Nicht-Eigentümerin, aber Besitzerin von sich selbst wäre vergleichbar einem Pächter/Parzellenbauern mit Sklaven-/Leibeigenencharakter. Sie besäße sich und das Haus als «Boden» und gleichzeitig sich als Arbeitskraft, die diesen «Boden» bewirtschaftet, allerdings in einem Nicht-Lohnarbeitsverhältnis. Dabei liefert sie dem Kapital Arbeitskräfte und ihrem Eigentümer die Wiederherstellung seiner Arbeitskraft. Es entstehen a) ein absoluter Mehrwert für den Kapitalisten und b) eine absolute sowie in fast allen Fällen darüber hinaus eine Differential-Rente (Arbeits- und Produkrentenrente) für den «Grund-eigentümer. Wie groß wäre die von den Männern als Eigentümer von Frauen angeeignete gesamtwirtschaftliche Rente? Wie groß ist sie im Vergleich zum Profit? Ist die Vergrößerung des Mehrwerts über die Ziehung von Renten rentabler als über den Profit? Mit anderen Worten: Wie wichtig ist die Frauenausbeutung für die Kapitalakkumulation?

Zu fragen bliebe auch, wie sich die verschiedenen Formen der Doppelausbeutung der Frauen als Arbeitskräfte und bodenähnliche Ressource (Gebärfähigkeit) im Laufe der Geschichte und vor allem heute neu kombinieren und verschieben, zumal auch in bezug auf die Klassenlage der Männer. Besondere Aufmerksamkeit würde hier auch die zunehmende psychisch-soziale Ausbeutung der Frauen verdienen.

Herausuarbeiten wäre darüber hinaus die Parallele zum kleinbäuerlichen und städtischen Parzelleneigentum besonders in der Dritten Welt. In diesem Zusammenhang fällt z. B. auf, daß Hausfrauen, Parzellenbauern und «Marginalisierte» selbst nicht mehr lohnende, an die Substanz gehende Verhältnisse weiter aufrechterhalten, anstatt sie aufzugeben, und dabei einen ungeheuren Aufwand an Arbeit nicht scheuen. Warum? Weil es für sie keine Alternative gibt, das eigene Leben zu erhalten.

Quellen

Gisela Bock: «Im Schnittpunkt: Kontrolle von oben, Druck von unten ...» — Originalbeitrag.

Gisela Bock: «Wir glauben nicht, daß Arbeit uns frei macht ...» Frauenarbeit und Frauenbewegung — Aus: Einleitung zu Eleanor Flexner, Hundert Jahre Kampf, Die Frauenrechtsbewegung in den USA 1820—1920, Frankfurt (Syndikat) 1978. Der Beitrag wurde von der Redaktion durchgängig gekürzt.

Silvia Federici: Wer forscht und zu welchem Zweck? Frauenstudien in den USA — Originalbeitrag.

Helga Grubitzsch: «Keine Wahrheit an und für sich ...» — Originalbeitrag.

Silvia Kontos / Karin Walsler: Überlegungen zu einer feministischen Theorie der Hausarbeit. — Vorabdruck aus: Erste Orientierungen, Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, hg. vom Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen, München (Frauenoffensive) 1978.

Margaret Prescod-Roberts: Schwarze Frauen, weiße Frauen (mündlicher Bericht) — Aus: Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte, Beiträge zur 2. Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1978.

Irene Stoehr: Auf dem Weg in den Staatsfeminismus? — Originalbeitrag.

Christina Thürmer-Rohr: «Wir arbeiten ständig mit der Heckenschere ...» — Aus: Berliner Hefte 7 (1978), Auszug, Nachträgliche selbstkritische Anmerkung der Autorin zur Schlusspassage ihres Beitrags: «Dieser Zweifel zeigt, wie ein linkes Politikverständnis fortdauert: Erst wenn wir uns direkt mit dem staatlichen Repressionsapparat konfrontieren, handeln wir *wirklich* politisch! Dieses Verständnis entspricht ganz offensichtlich nicht den in diesem Artikel vertretenen Positionen».

Walsler / Kontos / Duden / Bock: Kontroversen-Diskussion des Thesenpapiers — Originalbeitrag. Die Gesprächsteile wurden im Einvernehmen mit den Beteiligten redaktionell zusammengestellt und überarbeitet.

Claudia von Werlhof: «Dritte Welt bei uns. Frauenarbeit und Kapitalakkumulation» — Originalbeitrag.

Titelzeichnung: aus einer französischen Publikation von 1898.

Wir danken allen Autorinnen, dem Verlag Frauenoffensive (München), dem Syndikat Verlag (Frankfurt) und den Berliner Heften für die Druckerlaubnis.

Autorinnen

Gisela Bock: 36 Jahre, Historikerin an der FU-Berlin, hat über deutsche und amerikanische Sozialgeschichte gearbeitet, arbeitet z. Z. in einem Forschungsprojekt «Faschismus».

Barbara Duden: 35 Jahre, arbeitet als Historikerin über Frauen und Familie im Übergang vom Feudalismus zur bürgerlichen Gesellschaft.

Silvia Federici: 36 Jahre, Italienerin, lebt seit 10 Jahren in New York, direktor von women's studies in Franconia College (New Hampshire), arbeitet über Sozialgeschichte in England und USA. Schwerpunkte: Geschichte der Sexualität; zum Verhältnis marxistischer Kategorien und Frauenarbeit.

Helga Grubitzsch: 37 Jahre, Romanistin und Literaturwissenschaftlerin an der Universität Bremen. Arbeitet seit zwei Jahren an einem Forschungsprojekt über Literatur und Geschichte der Frauenbewegung in Frankreich.

Silvia Kontos: 33 Jahre, hat über Frauenpolitik der KPD in der Weimarer Republik gearbeitet. Arbeitet z. Z. im Seminar für Politik der Universität Frankfurt an einem Projekt zur Ausbildung von Frauen.

Margaret Prescod-Roberts: 30 Jahre, lebt in New York (Brooklyn). Lehraufträge mit Schwerpunkt in Programmen für Afro-Amerikanerinnen.

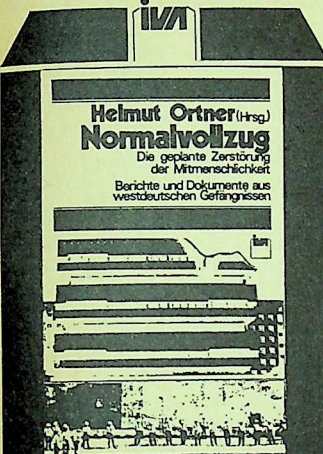
Irene Stoehr: 37 Jahre, Soziologin, hat die einzige «Frauenstelle» im Otto-Suhr-Institut (Politikwissenschaft) der FU-Berlin inne.

Christina Thürmer-Rohr: 42 Jahre, Sozialpädagogin an der Pädagogischen Hochschule Westberlin, arbeitet z. Z. in Projekten zu Familie und Frauenarbeit.

Karin Walsler: 28 Jahre, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Sozialforschung, Frankfurt. Arbeitet an einem Frauenprojekt.

Claudia von Werlhof: 35 Jahre. Arbeitet in einer Gruppe von Entwicklungssoziologen an der Universität Bielefeld. Schwerpunkt: Lateinamerika, z. Z. empirisches Forschungsprojekt «Frauenarbeit und Produktionsverhältnisse auf dem Lande in Venezuela». Theoretische Untersuchungen zur Frauenarbeit in der Kritik der Politischen Ökonomie.

HINWEIS: Der Arbeitskreis «Frauen und Wissenschaft» in Köln sucht und sammelt Erfahrungsberichte von Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Kontaktadresse: Ulla Fömer, Heribertusstr. 3, 5000 Köln 21.



Helmut Ortner (Hrsg.)
Normalvollzug
 Die geplante Zerstörung
 der Mittenschlichkeit
 Berichte und Dokumente aus
 westdeutschen Gefängnissen

ib 007 Helmut Ortner (Hrsg.):
Normalvollzug
*— Die geplante Zerstörung der
 Mittenschlichkeit —
 Berichte und Dokumente aus
 westdeutschen Gefängnissen*

Mit Beiträgen von:
 Reinhard Wetter,
 Peter Paul Zahl,
 Werner Schlegel,
 Peter Schult,
 Margit Czenki,
 Hans Sontag,
 u. v. a.
 ca. 176 Seiten, DM 12,—
 ISBN 3-88266-007-4

in jeder
 guten Buchhandlung
 erhältlich

Robert Jungk u. a. (Hrsg.):
Enzyklopädie der Zukunft, Band I
*— Eine Anstiftung zur praktischen
 Zukunftsgestaltung*
 Paperback, 320 Seiten,
 DM 24,80

Iva — Pflughofstr. 11 — 7400 Tübingen 1
 Tel.: 0 70 71/21 23 14

Die beiden Sommeruniversitäten für Frauen in Berlin haben erste Ergebnisse feministischer Wissenschaft zur Diskussion gestellt. Dazu liegen die beiden Dokumentationen vor:

FRAUEN UND WISSENSCHAFT

Beiträge zur 1. Berliner Sommeruniversität, Juli 1976

Aus dem Inhalt:

- Frauenbewegung und Frauenuniversitäten
- Arbeit aus Liebe — Liebe als Arbeit
- Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus
- Frauen in der Russischen Revolution
- Die Dolchstoßlegende der Linken: „Frauen haben Hitler an die Macht gebracht“

Feministischer Preis:

11,50 DM für 410 Seiten, 90 Abb.

FRAUEN ALS BEZAHLTE UND UNBEZAHLTE ARBEITSKRÄFTE

Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Oktober 1977

Aus dem Inhalt:

- Gesellschaftliche Arbeitsteilung und Frauenlöhne
- Frauenemanzipation und Gewerkschaften
- Lohn für Hausarbeit
- Organisation von Studentinnen in der Weimarer Republik
- Prostitution und Sexualität
- Die Hälfte aller qualifizierten Arbeitsplätze für Frauen

ca. 530 Seiten, Abbildungen, 16,— DM

Zu beziehen über Frauenbuchvertrieb:
 Mehringdamm 32—34, 1000 Berlin 61

Soeben erschienen:

Ulla Hahn
Literatur in der Aktion
Zur Entwicklung operativer Literaturformen
in der Bundesrepublik
(Athenaion Literaturwissenschaft, Band 9)
1978, 253 Seiten, kart., ca. DM 29,80
ISBN 3-7997-0689-5

Aus dem weiteren Programm:

Arbeitsfeld: Materialistische Literaturtheorie
Beiträge zu ihrer Gegenstandsbestimmung
Hrsg. Klaus-Michael Bogdal, Burkhardt
Lindner, Gerhard Plumpe
(Schwerpunkte Germanistik)
1975, 287 Seiten, geb., DM 26,-
ISBN 3-7997-0615-1

Theorie – Literatur – Praxis
Arbeitsbuch zur Literaturtheorie seit 1970
Hrsg. Richard Brütting, Bernhard
Zimmermann
1975, 256 Seiten, kart., DM 19,80
ISBN 3-7997-0631-3

Volker Klotz
Bertolt Brecht
Versuch über das Werk
4. Aufl. 1971, 145 Seiten, kart., DM 19,80
ISBN 3-7997-7004-6

Gregor Laschen
Lyrik in der DDR
Zur Sprachverfassung des
modernen Gedichts
1971, 166 Seiten, geb., DM 34,-,
kart., DM 24,-
ISBN 3-7997-7504-5 (geb.)
ISBN 3-7997-9207-4 (kt.)

Ulla C. Lerg-Kill
Dichterwort und Parteilichkeit
Propagandistische Gedichte und Lieder
Bertolt Brechts
1968, 303 Seiten, geb., DM 38,-
ISBN 3-7997-7185-9

Bärbel Gutzat
Bewußtseinsinhalte kritischer Lyrik
Eine Analyse der ersten drei Gedichtbände
von Hans Magnus Enzensberger
(Athenaion Literaturwissenschaft, Band 4)
1977, 224 Seiten, kart., DM 29,80
ISBN 3-400-00676-3

Willy Michel
**Marxistische Ästhetik – Ästhetischer
Marxismus**
Georg Lukács' Realismus. Das Frühwerk.
Band I, 1971, 267 Seiten, geb., DM 44,-
ISBN 3-7997-1203-8
Band II, 1972, 232 Seiten, geb., DM 44,-
ISBN 3-7997-1208-9

Peter von Rügen
**Sozialdemokratisches Arbeitertheater
1848–1914**
Ein Beitrag zur Geschichte des politischen
Theaters
(Schwerpunkte Germanistik)
1973, 255 Seiten, kart., DM 19,80
ISBN 3-7997-1740-4

Erika Salloch
Peter Weiss' „Die Ermittlung“
Zur Struktur des Dokumentartheaters
1972, 169 Seiten, kart., DM 32,-
ISBN 3-7997-2004-9

Almut Schwerd
**Zwischen Sozialdemokratie und
Kommunismus**
Zur Geschichte der Volksbühne 1918–1933
(Schwerpunkte Germanistik)
1975, 176 Seiten, kart., DM 24,-
ISBN 3-7997-0604-6

Die literarische Moderne
Dokumente zum Selbstverständnis der
Literatur um die Jahrhundertwende
Hrsg. Gotthard Wunberg
1971, 304 Seiten, kart., DM 42,-
ISBN 3-7997-0272-5



AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION
Postfach 1107 – 6200 Wiesbaden



Marie-Luise Köneker

Kinderschaukel 1. Ein Lesebuch
zur Geschichte der Kindheit in
Deutschland 1745 - 1860. Bd. 2
1860 - 1930. Herausgegeben
und eingeleitet von Marie-Luise
Köneker. SL Bde. 210/217.
je DM 12,80



Irmtraud Morgner

Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen
ihrer Spielfrau Laura. Roman in
dreizehn Büchern und sieben
Intermezzi. SL Bd. 223. DM
14,80. Ln. DM 32,-



Maxie Wandler

Guten Morgen, du Schöne.
Frauen in der DDR. Protokolle.
Mit einem Vorwort von Christa
Wolf. Kt. DM 24,-



Christa Reinig

Entmannung.
Roman. SL Bd. 253. DM 9,80



Friederike Roth

Tollkirschenhochzeit.
Gedichte. Kt. DM 10,-



Gabriele Wohmann

Ausflug mit der Mutter.
Roman. Ln. DM 20,-
Schönes Gehege.
Roman. Ln. DM 32,-
Paulinchen war allein zu Haus.
Roman. SL Bd. 219. DM 9,80



Ursula Krechel

Nach Mainz!
Gedichte. Kt. DM 12,-
Selbsterfahrung und Fremdbestimmung. Bericht aus der Neuen
Frauenbewegung. SL Bd. 205.
DM 9,80



Gerti Tetzner

Karen W.
Roman. Ln. DM 28,-



Christa Wolf

Nachdenken über Christa T.
SL Bd. 31. DM 8,80
Unter den Linden. Erzählung.
SL Bd. 249. DM 6,80
Kindheitsmuster.
Roman. Ln. DM 32,-

alternative

- 91 **Brecht-Materialien I**
Zur Lehrstückdiskussion — Autorenkollektiv: Zum Verhältnis von Epischem und Lehrstück-Theater — Lehrstück-Rezeption in der Presse der DDR u. BRD — Lehrstück-Auf-führungen in DDR u. BRD — Brenner: Schule des Helden. Zu Brechts Entwurf eines Gegenwartsstücks — Brecht: «Büsching»
- 92 **Dogmen des Abbilds und des Typischen**
Kritik ideologischer Lesarten am Beispiel Tolstoj — Macherey: Lenins Tolstoj-Kritik. Die Brechung im Spiegel — Lukács: Gestaltete Totalität der wesentlichen gesellschaftlichen Bestimmungen u. a.
- 93 **Brecht-Materialien II**
Zur Rezeption in der BRD — Brecht-Boykotte 1953, 1956, 1961 — Brecht in den Lehrveranstaltungen der Universität — Das Brechtbild in der Literaturwissenschaft seit 1945 — Aufführungsstatistik.
- 94 **Materialistische Literaturtheorie VII Kontroverse über den Gebrauchswert von Literatur**
Schmitz/Schütze: Materialismus und Praktikerkritizismus — Richter: Widerspiegeln oder den Spiegel vorhalten — Red. Alternative: Zum Begriff der Literaturform u. a.
- 95 **Kampf um den Unterricht I**
- 96 **Sanktionen gegen Lehrer**
Juristische und politische Untersuchung acht exemplarischer Berufsverbote — Die gegenwärtige Offensive des Staatsapparates — Zum Verhältnis von Legalität und Klassenkampf
- 97 **Louis Althusser. Ideologie / Literatur / Wissenschaft**
Althusser: Das «Piccolo teatro», Bertolazzi und Brecht. Bemerkungen über materialistisches Theater — Schöttler: Philosophie / Politik / Wissenschaft bei Althusser. Bemerkungen zum Wandel (in) der theoretischen Problematik bei Althusser — Bogdal: Althusser's Bestimmung von Kunst und Literatur
- 98 **Materialistische Literaturtheorie VIII Literatur als ideologische Form**
E. Balibar / Macherey: Thesen zum materialistischen Verfahren (Ist eine marxistische Ästhetik überhaupt möglich? Die Kategorie der Widerspiegelung. Fiktion und Realismus: der Mechanismus der literarischen Identifikation) — R. Balibar / Tret: Surrealismus und Abzählreime
- 99 **Ideologische Staatsapparate / fortschreitende Krise**
N. Kadritzke: BRD unterm Faschismusverdacht? — J. Brückner: FDGO oder Die Einführung einer neuen ideologischen Praxis — Redaktionskollektiv: Ideologischer Staatsapparat «Schule».
- 100 **Literatur in der Übergangsgesellschaft**
Texte von Tschingis Aitmatow, zu Christa Wolfs «Nachdenken über Christa T.» und Alexander Solschenizyns «Archipel Gulag» (E. Mandel: Die unbewältigte Vergangenheit des Stalinismus)
- 101 **Materialistische Literaturtheorie IX**
Francis Mulhern: Caudwells ästhetische Theorie — Raymond Williams: Zur Basis-Überbau-These in der marxistischen Kulturtheorie
- 102 **Politische Theorie der Bildung**
- 103 **Curriculumreform: Soziales Lernen**
Redaktionskollektiv: Staatliche Bildungspolitik im Zugzwang — Gafert: Daten zur Bildungsreformpolitik — Böhm / Erwitte: Unterrichtsexperiment «Sprach-Komperz» — Reformillusion — Reformkritik (Lehrergespräch) u. a.
- 104 **Materialistische Literaturtheorie X**
R. Balibar, Laporte, E. Balibar, Macherey, Pêcheux u. a.: Linguistische Praktiken und Literatur. — Pêcheux, Fuchs: Zur Neuformulierung des Erkenntnisgegenstands Sprache — Diskussionspapier: Arbeiterliteratur und Gegenöffentlichkeit

Jahresabonnement 22,— DM; nur über den Alternative Verlag, 1 Berlin 15, Postfach 150 230. Einzelnummer 5,— DM, Doppelnummer 7,— DM; über jede Buchhandlung

alternative

- 105 **Brecht/Korsch-Diskussion**
Aus dem unveröffentlichten Briefwechsel im Exil (London, Svendborg, Boston, Santa Monica, Seattle) — Positionen der Literaturwissenschaft — Materialien, Dokumente, Kommentare
- 106 **Widerspiegelung: Materialismus / nicht Realismus — Konterpositionen**
Plumpe: Ästhetik oder Theorie literarischer Praxis? — Zum Beispiel «Mutter Courage» — Lenins Abbildtheorie — Sohn-Rethel: Materialistische Erkenntnistheorie? — 10 Thesen zur materialist. Literaturanalyse
- 107 **Brecht in der Fabrik**
Erprobung des Lehrstücks «Die Ausnahme und die Regel». Politisches Seminar im Stahlwerk Terni (Italien) — Arbeitsprotokolle — Gespräch mit Benno Besson
- 108 **Das Lächeln der Medusa**
- 109 **Frauenbewegung, Sprache, Psychoanalyse**
— Hexe und Hysterikerin — Neuer Körper, neue Imagination — Gegen den Primat des Phallus im herrschenden theoretischen Diskurs — Texte von Cixous, Clément, Irigaray, Kristeva u. a.
- 110 **Das Erschrecken vor der Geschichte**
- 111 **DDR-Dramatik: Heiner Müllers «Mause», Text des Stücks und kontroverse Aufsätze von H. Rosshoff und H. Brenner — L. Althusser: «Stalinismus» oder Das beredete Schweigen — Bibliografie**
- Das Lächeln der Medusa (II)**
Briefe an die Redaktion, Antworten, Kommentare — J. Wördemann: Phallus haben oder nicht haben — Neue Weiblichkeit: Ausbruch zum Ursprung?
- 112 **Abschaffung der Geisteswissenschaften?**
Qualifikationsvernehmungs-Politik an den Hochschulen — Was passiert in den Ministerialbürokratien? — Verwaltung der Arbeitslosigkeit — Von der Arbeit in einem Wohlfahrtskonzern — Erfahrungsberichte, Dokumente u. a.
- 113 **Schriftsteller geben zu Protokoll**
Gespräche mit Horst Bienek, Thomas Brasch, Hartmut Lange, Christa Reinig, Jochen Ziem, Gerhard Zwerenz — Über die Erfahrungen veränderter Bedingungen literarischer Produktion nach der Übersiedlung von der DDR in die BRD — Materialien zur Ideologie des künstlerischen Subjekts
- 114 **Alternative Medienpraktiken: Wer spricht zu wem?**
- 115 **Massenmedien: neue Technologien und ihr politischer Gebrauch — Chancen und Grenzen alternativer Medienpraxis — Die «Freien Sender» in Italien. Erfahrungsberichte, Analysen, Dokumente — BRD: Stellungnahmen von Arbeitern, Gewerkschaftsvertretern, Parteien, Rundfunkjournalisten und linken Medienzentren — Arbeiter-Radiobewegung in der Weimarer Republik**
- 116 **Die Intellektuellen und die Macht**
Die sogenannten Neuen Philosophen oder Die Austreibung des Marxismus aus den Köpfen (Glucksman, Lévy, Dollé, Guérin) — Mit kritischen Beiträgen von Etienne Balibar, Régis Debray, Oskar Negt u. a.
- 117 **Brecht - Eisenstein: Gegen die Metaphysik des Sichtbaren**
Auseinandersetzung mit avantgardistischen Filmtheorien — Zum Verhältnis von Verfremdungseffekt und Montage — Ist Eisenstein Stalinist? — Klassischer Realismus und empirischer Wahrheitsbegriff — Unveröffentlichte Texte von Eisenstein
- 118 **Münchhausen-Effekt**
Ästhetik und juristische Ideologie: Das bürgerliche Recht ergreift Fotografie und Film — Zur Subjekt-Ideologie — Soziale und ideologische Krise — Linke oder rechte Stalinismus-Kritik?
- 119 **Krise des Marxismus**
Mit Beiträgen von Louis Althusser, Michel Foucault, Nicos Poulantzas, Karl Heinz Roth

Jahresabonnement 22,— DM; nur über den Alternative Verlag, 1 Berlin 15, Postfach 150 230. Einzelnummer 5,— DM, Doppelnummer 7,— DM; über jede Buchhandlung zu beziehen.

HERBST '78

Rosemary Rodewald MAGIE, HEILEN UND MENSTRUATION

Dieses Buch beschreibt wissenschaftlich und poetisch den Verlauf und das positive Ergebnis eines Experiments, schwere menstruelle Störungen durch Anwendung spiritueller Energie zu heilen. Die verwendeten Methoden – Hypnose, Trance, Meditation etc. – werden erläutert und zeigen den Weg zu alternativen Heilweisen. ca. 264 S. ca. DM 18.–

Essay von Virginia Woolf DREI GUINEEN

1938, kurz vor Ausbruch des 2. Weltkrieges wagt es Virginia Woolf, die Kolonisierung der Frauen der Unterdrückung durch den Faschismus gleichzusetzen – ein politischer Text, der damals zum Skandal wurde, und heute noch von größter Aktualität ist. ca. 264 S. ca. DM 18.–



Claudine Herrmann
DIE SPRACHDIEBINNEN
Inwieweit sind Literatur und Kunst von männlichen Wertvorstellungen beherrscht? Wie drückt sich „Männersprache“ aus? Was empfinden Frauen, die sich dieser Sprache bedienen müssen? Gibt es für sie Möglichkeiten, neue sprachliche Ausdrucksmittel zu finden? All diese Fragen werden von der Autorin unter verschiedenen Gesichtspunkten anhand historischer, juristischer und literarischer Texte untersucht. ca. 130 S. ca. DM 13.–

Katharina Havekamp ... UND LIEBE EIMER- WEISE

Die Geschichte einer mager-süchtigen Frau, eine autobiographische Erzählung aus dem Englischen. ca. 168 S. ca. DM 14.–

Monika Savier/Carola Wildt MÄDCHEN ZWISCHEN ANPASSUNG UND WIDER- STAND

Ein am Praxisansatz in Jugendfreizeithelmen orientierter Beitrag zur feministischen Mädchenarbeit. Reflexionen und Handlungskonsequenzen, um das Selbstbewußtsein und die Lebensrealität von Mädchen positiv zu verändern. ca. 200 S. ca. DM 14.–

Anja Meulenbelt
DIE SCHAM IST VORBEI
Anja Meulenbelt, bekannte holländische Feministin, beschreibt in diesem autobiographischen Roman den schwierigen Weg einer Frau, die sich nach gescheiterter Ehe und politischen Aktivitäten in der Linken zu einem Leben mit Frauen bekennt. ca. 300 S. ca. DM 18

Frauenoffensive
8 München 80 • Kellerstr.39

COLLECTION S.FISCHER

Neue deutschsprachige Literatur im Fischer Taschenbuch Verlag




Marianne Fritz
**Die Schwerkraft der
Verhältnisse**
Fischer Taschenbuch Nr. 2304
112 Seiten, DM 9,80

Peter Stephan Jungk
Stechpalmenwald
Fischer Taschenbuch Nr. 2303
176 Seiten, DM 12,80



Dieter Forte
**Jean Henry Dunant oder
Die Einführung der Zivilisation**
Ein Schauspiel
Fischer Taschenbuch Nr. 2301
158 Seiten, DM 12,80

Otto Marchi
Rückfälle Roman
Fischer Taschenbuch Nr. 2302
190 Seiten, DM 12,80

 **Fischer
Taschenbücher**

Peter Brückner

„... bewahre uns Gott
in Deutschland vor
irgendeiner Revolution!“

Die Ermordung des Staatsrats v. Kotzebue durch den Studenten Sand im Jahr 1819. WAT 6. 128 S. DM 6,50

Ulrike Meinhof und die deutschen Verhältnisse

Ein politischer Lebenslauf. Peter Brückner analysiert diesen Weg anhand von Dokumenten und Kommentaren von Ulrike Meinhof. WAT 29. 192 Seiten. DM 8,50

Staatsfeinde

von Peter Brückner/Alfred Krovoza. Innerstaatliche Feinderkämpfung in der BRD. Mit einem neuen Vorwort zur Nachauflage. Politik 40. 116 Seiten. DM 7,50

Das Unvermögen der Realität

von Peter Brückner u.a. Beiträge zu einer anderen materialistischen Ästhetik. Politik 55. 200 S. DM 9,50

Wagenbach

Erich Fried

100 Gedichte ohne Vaterland
Eine Auswahl aus acht Gedichtbänden,
erweitert um zahlreiche neue Gedichte.
Für diesen Band erhielt Fried den internationalen Verlegerpreis 1977.
WAT 44. 128 Seiten. DM 7.–

Wagenbach

**Karl Otto Mühl
Rheimpromenade/
Rosenmontag**

Zwei Stücke aus dem Westen
Rotbuch / Verlag der Autoren • 8 Mark



Rotbuch 122
112 Seiten
DM 8.-

Yaak Karsunke



Rotbuch Verlag Berlin

Rotbuch 158
128 Seiten
DM 8.-

**Hoffmanns Comic Teater
Will dein Chef
von dir mal Feuer**

Rollenspiele
und was man damit machen kann
Rotbuch Verlag Berlin



Rotbuch 109
96 Seiten
DM 6.-

Rotbuch Verlag

Potsdamer Str. 98 • 1000 Berlin 30 • Tel.: 030/261 11 96

Dario Fo

Wahres Volkstheater ist immer lustig, auch, wenn es ernste Themen behandelt. Die Satire ist die Waffe des Volkes, sie ist der höchste Ausdruck des Zweifels, die wichtigste Hilfe der Vernunft. Wenn man politisches Theater schreiben will, darf man nicht Essays und Kommentare schreiben, sondern man muß unterhaltend sein, sonst dient man weder dem Theater noch der Politik. Von allen Theaterformen ist die Komödie die effektivste. Eine Tragödie zielt auf das Herz und auf die Tränen, aber wenn die vergossen sind, ist die Wirkung vorbei. Eine Komödie dagegen funktioniert über das Lachen und das Erkennen, also über den Kopf, damit kann man mehr und Nachhaltigeres bewirken als mit einer abstrakten Katharsis.



Rotbuch 166
96 Seiten

DM 7.-



Rotbuch 188
192 Seiten

DM 10.-

Theaterliteratur